TARTU ÜLIKOOL
1632
UNIVERSITAS TARTUENSIS

Das Majorat.

Erster Band.

Das Majorat.

Roman

von

Ursula Zöge von Manteuffel.

Erster Band.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
42 2623

Alle Rechte vorbehalten.

Berlin 1884.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Schloß Starffeck lag in einer sehr anmuthigen Gegend Mitteldeutschlands, weder im Gebirge, noch im Flachland, sondern auf einer sanften bewaldeten Anhöhe, mit einer prächtigen Aussicht von allen Frontfenstern weit ins Land hinein.

Fast glaubte man sich nach England, auf den Landsitz eines Baronet versetzt, so weitläufig, wohlgepflegt und wildreich waren die parkartigen Umgebungen des Schlosses, welches groß, stolz und gebieterisch aus alten Baumgruppen hervorragte. Was den ganzen Besitz betraf, so erfüllte er alle Bedingungen, die man an ein großes Landgut nur stellen konnte — nirgends gediehen der Weizen und die Runkelrübe so gut wie in Starffeck und nirgends gab es eine bessere

Entenjagd, in wasserreichen, wüsten Mooren. Die Natur hatte nach jeder Seite hin sich bestrebt, das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen.

War es nun die vortreffliche Jagd, war es der noch vortrefflichere Weinkeller oder wirklich die weit bekannte Liebenswürdigkeit, durch die sich die Herren von Starff auf Starffeck auszeichneten, genug, das Schloß war immer der Sammelplatz für die ganze Umgegend gewesen, am meisten in der sogenannten „guten alten Zeit", von der uns unsere Großeltern erzählen, und von der stets, so lange die Erde steht, die Großeltern den Enkeln erzählt haben!

Dazumal also, als man gerade vergessen hatte, daß ein Napoleon I. die Welt unterjocht, und als der Revolutionsgeist hier und da schon wieder sein Haupt erhob, gefiel es dem Herrn Mathias von Starff auf Starffeck, sein Besitzthum zum Majorat zu machen.

Er entdeckte nämlich eines Tages, daß die Ausgaben mit den Einnahmen nicht recht übereinstimmten, daß seine schöne Frau immer größere Ansprüche ans Leben stellte und daß seine beiden Söhne Mathias und Werner in jedem Jahre mehr Zuschuß brauchten.

Ferner hatte die in seinem Hause geübte traditionelle Gastfreundschaft Dimensionen angenommen, welche sein Haus im Sommer und Winter zu einem Absteigequartier für Verwandte und Bekannte machte.

Das erste Resultat dieser Betrachtung war der energische Entschluß, das abwärts rollende Rad aufzuhalten und sich einzuschränken.

Er that dies mit Umsicht und Klugheit, lenkte die Laufbahn seiner Söhne in bescheidenere Sphären und entließ viel Dienerschaft unter dem Vorwand, auf Reisen zu gehen. In der That lebte er mit seiner Frau zwei Jahre einfach und zurückgezogen in der Schweiz — und als er dann nach Starffeck zurückkehrte, begann ein verändertes Leben.

Starffeck war seit alten Zeiten in der Familie geblieben. Sie hielten alle hohe Stücke darauf, sowohl die Besitzer wie die Mitglieder sämmtlicher Seitenlinien. Das Stammschloß war bei festlichen Gelegenheiten der Sammelplatz für Alle, die diesen Namen führten, denn sie versäumten es ungern, die alle drei Jahr in Starffeck gefeierten Familientage zu begehen. Der bekannte Wahlspruch: „Einer für

Alle und Alle für Einen", war das Erkennungszeichen mit dem in der Fremde ein Starff den andern grüßte.

Baron Mathias wußte, daß er als Haupt des weitverzweigten Hauses galt, und dies Bewußtsein war die treibende Kraft seiner Handlungen. Gerade weil er nichts zu befürchten hatte und wußte, daß sie, im Fall er gezwungen gewesen wäre, Starffeck zu verkaufen, alle zusammengetreten wären, um dies zu verhindern und ihn zu retten, gerade deshalb rettete er sich selbst. Er durfte sein Ansehn und seine Würde nicht verkaufen.

Er beschloß, Starffeck auf alle Fälle unlösbar mit seinem Namen zu verschmelzen, damit jeder willkürlichen Verfügung darüber ein Ziel gesteckt sei, und da dieser Plan mit den Ansichten der gesammten Vetterschaft übereinstimmte, ward er ausgeführt.

Das war ein großer, hochwichtiger Tag, zu welchem sich Viele eingefunden hatten und dessen Gedenkfeier die Festtage des Hauses wieder um einen vermehrte.

Als „Mathias der Zweite" zur Regierung kam, war er bereits vermählt und führte das Leben getreu

den väterlichen Ueberlieferungen fort, einfach, verständig, der Ermahnungen eingedenk, die ihm sein Vater auf dem Sterbebette vorgehalten hatte. Die Geburt eines Sohnes, die dem Hause hohe Freude bringen sollte, zerstörte das kurze Glück. Mutter und Kind starben und Baron Mathias blieb in einem an Tiefsinn grenzenden Zustand zurück Man setzte voraus, daß er seiner Trauer den schuldigen Tribut zahlen werde, dann aber sich erholen und eine zweite Wahl treffen werde. Niemand ahnte, daß ein unheilbares, erbliches Herzleiden durch diesen Schmerz Nahrung gefunden hatte und reißende Fortschritte machte. Plötzlich lief die Nachricht seines Todes durch die Gegend und erregte Entsetzen. Er war ein so schöner, kräftiger Mann gewesen, dem Niemand sein Leiden angesehen hatte. Am tiefsten erschüttert war sein Bruder Werner, der eher des Himmels Einfall erwartet hätte als dies. Es war auch keine Kleinigkeit, plötzlich aus dem bescheidenen Dämmerlicht seiner bisherigen Existenz als alternder Referendarius zur Würde eines Majoratsherrn erhoben zu werden. Je weniger er sich der Situation gewachsen

fühlte, desto mehr berauschte ihn das neugewonnen Lebensbild. Mit ziemlich bescheidenen Fähigkeiten ausgestattet, von Person unbedeutend, klein und schmächtig, glaubte er sich durch äußeren Pomp und prahlerisches Großthun Achtung und Ansehen verschaffen zu können. Wirklich gelang es ihm eine Zeit lang von sich reden zu machen, was mehr war, als seinem weit stattlicheren Bruder je gelungen war. Freilich war dieser als verheiratheter Mann in Starffeck eingezogen. Baron Werner war aber noch Junggesell, und zwar ein solcher, den seine Stellung und Familienrücksichten zwangen sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen.

Hierbei zu helfen ist die Welt stets bereit. Die Gesellschaft der nächsten kleinen Stadt Schönitz, bestehend aus den Offiziersfamilien, einigen pensionirten höheren Beamten, den Bewohnerinnen des nahe gelegenen Fräuleinstiftes Altenkloster und den Vertretern der Geistlichkeit, der Gesundheitspflege und des Gerichtes — diese ganze kleine Welt dachte, sann und kalkulirte, als sei sie verantwortlich für das Resultat. Es war ungemein leicht, in Baron Werner

die Ueberzeugung zu nähren, daß die Wichtigkeit dieser Angelegenheit keine Grenzen kenne, denn er war nur zu sehr geneigt, dem Höhenwahn zum Opfer zu fallen und sich einzubilden, daß von der Wahl seiner Zukünftigen das Wohl und Wehe ganzer Geschlechter abhing.

Er wählte, prüfte, zauderte lange. Die Töchter des Landes — und nur unter ihnen wollte er wählen, — waren bald übersehen, und hatte er sie Alle an den Fingern hergezählt, so fing er wieder von Anfang an.

Da führte ihm das Schicksal die Frau in den Weg, die berufen war, über sein Lebensglück zu entscheiden.

Es war bei Gelegenheit eines Gartenfestes, welches der junge Graf Delavare, Besitzer des an Starffeck angrenzenden Gutes Schönbach, gab, daß Baron Werner Starff sie zum ersten Male sah, die schöne Komtesse Mathilde Eckermann, welche mit ihrer Mutter, einer verwittweten Generalin, seit Kurzem in Schönitz lebte.

Sie war eine Erscheinung, die selbst in einer

Weltstadt Aufsehen erregt hätte — und solch eine Erscheinung, gleichsam die Ergänzung seiner eigenen, dürftigen Person, mußte nothwendiger Weise des Majoratsherrn Phantasie augenblicklich fesseln.

Komtesse Mathilde war groß, sehr brünett, mit einem gebieterischen Ausdruck in dem klassisch geschnittenen Gesicht. Alles an ihr athmete geistige Ueberlegenheit, entschlossenen Sinn und Selbstbewußtsein. Sie wurde trotz ihrer vollendeten Schönheit, trotz ihrer ausgesucht geschmackvollen Toilette, von den meisten Herren mehr mit Scheu als mit Bewunderung angesehen. Sie ist eine prachtvolle Erscheinung, sagten Einige, aber wir finden sie zu männlich, zu überwältigend. Sie lacht nie und soll Griechisch sprechen.

Baron Werner umflatterte als kleine graue Motte diese ruhige, majestätische Flamme geraume Zeit, ehe er sich in ihre Nähe wagte. Sie standen neben einander auf der Terrasse, sprachen zuerst von den Sternen, dann von der Erde, dann von der Liebe. Daß die Komtesse für alle diese Themata ein

erhabenes Lächeln hatte, imponirte den Baron außerordentlich.

„Gefühle — Gefühle," sagte sie ruhig und glättete ihre vollen Seitenlocken, „was haben wir davon? Ich denke mehr über die Arbeit und das Wissen nach, als über Empfindungen. Diese zerrinnen, aber ein großes, schönes Werk, welches wir stifteten, bleibt."

„Wenn aber unsere Gefühle, Liebe, Begeisterung und was es sein mag, dies Werk leiten und fördern helfen, ist das nicht reicher und beseligender, als wenn wir uns nur aus Pflichtgefühl abmühen?"

„Ich werde hierüber nachdenken," sagte die Komtesse ruhig, mit unverändertem Ernst.

Dies Gespräch, darinnen sie sich verblümt, aber doch recht deutlich zu verstehen gegeben hatten, daß man sich vielleicht mit der Zeit näher treten könne, beglückte Baron Werner aufs Höchste. Er hatte endlich sein Ideal gefunden — die Frau, die geistig und körperlich eines Starffeck würdig war.

Am nächsten Tage machte er bereits der Mama seinen Besuch. Die gute alte Dame empfing ihn recht

herzlich, aber — und das trug wieder dazu bei, Komtesse Mathilde in seinen Augen zu heben — so ganz anders, als andere Mamas heirathsfähiger Töchter ihn zu empfangen pflegten. Er kam wirklich auf den tollkühnen Gedanken, daß sie im Stande sein könnte, seine Bewerbung abzuweisen. Die Komtesse war so ruhig wie gestern, unterhielt sich ernst mit ihm und sah ihn, als er einige Versuche machte, seiner Bewunderung Worte zu verleihen, schnell, forschend und überrascht an. Als er aber beim Abschied, ihre Hand an seine Lippen ziehend, bedeutungsvoll zu ihr emporschaute (was leider nöthig war), und als er einige Worte flüsterte von dem einsamen Heim, in welches er zurückkehre — da flammte es plötzlich auf in ihren Augen, war es Schreck oder Wonne? — Sie zog ihre Hand fort und ging schnell von dannen.

Baron Werners Heim war nicht ganz so einsam, wie er für nöthig befand, seiner Geliebten zu schildern. Seine einzige Schwester Charlotte, eine liebenswürdige Dame von harmlosem Charakter, lebte dort mit ihm und theilte seine Freuden und Leiden. Sie hatte alle die Metamorphosen mit durchgemacht, denen

Starffeck im Laufe der Zeiten unterworfen worden war. Sie hatte es in seiner Glanzzeit gesehen, da ihr Vater hier ein sorgloses Leben führte und die Gastzimmer nicht leer wurden. Sie hatte den stillen, soliden Lebenszuschnitt ihres Bruder Mathias bewundert und gut geheißen, und sie sympathisirte jetzt mit Bruder Werner, dem es leid that, daß die Freiherren ihre Siebenperlenkronen nicht tragen dürfen. Er hätte sonst sicherlich im Schmuck dieses Diadems den Familientagen präsidirt.

„Charlotte," sagte er, sowie er sein „einsames Heim" betrat, „wie ist das mit den Grafen Eckermann?"

Fräulein Lottchen aber war ein lebendiger Gothaer Kalender.

„Hm, hm . . . Linie Altendorf? — hat nur Söhne," überlegte sie, ihren Strickstrumpf senkend, „Karl Friedrich, vermählt mit Bertha, Freiin von Bertram. Dann Karl August, ist unvermählt. Die Linie Bodenberg stirbt aus. Der verstorbene Graf Max, General in badischen Diensten, hinterließ nur eine Tochter."

„War seine Gemahlin nicht eine geborene Schmidt?" fragte Baron Werner etwas zögernd und kleinlaut.

„Nein, nein! Warte einmal," rief Fräulein Lottchen eifrig, „ich muß es mir von Anfang an hersagen, dann bekomme ich es. Also: Max von Eckermann, geboren dann, gestorben dann, vermählt mit Gräfin Ludowike von Strupach. Siehst Du wohl?" triumphirte sie, „so muß man dem Gedächtniß zu Hilfe kommen."

„Excellent — da hätten wir ja die sechszehn Ahnen beisammen."

„Werner, Du denkst —?"

„Ich denke nichts," versetzte er hastig. „Du wirst aber begreifen, daß ein Mann in meiner Stellung und verantwortlich für ein kommendes Geschlecht, jeden Fall erwägen muß. Je kaltblütiger wir sind, desto objektiver urtheilen wir."

Sein Puls ging nämlich wie im Fieber.

Charlotte hüstelte. Es kam ihr in den Sinn, daß die Zwei ein herzlich unharmonisches Paar abgeben müßten — der kleine schmächtige Blondin,

dessen Tonsur eines Franziskaners würdig gewesen wäre, und die junge Juno daneben! — Aber das war schließlich eine Kleinigkeit und das angeborene Zartgefühl des liebenswürdigen Fräuleins verbot ihr, hierauf hinzudeuten. Sie ließ ihn gewähren und machte sich im Stillen darauf gefaßt, ihre Rechte und Pflichten einer Anderen abzutreten.

Er sah Komtesse Eckermann fortan häufig in Gesellschaft und machte kein Hehl daraus, daß er sich um ihr Wohlwollen bewarb. Sie nahm dies scheinbar sehr ruhig hin und schien es zu verschmähen, ihn fesseln zu wollen. Sie unterhielt sich lange und eingehend mit ihm über wissenschaftliche oder politische Fragen, wobei sie fast männliche Denkkraft entwickelte und ihre Ansichten mit anspruchsvoller Nachdrücklichkeit betonte. Versuchte er das Gespräch auf persönlichere Gebiete herüberzuziehen, so wich sie ihm geschickt aus, ein Manöver, durch welches sich seine Ungeduld zur Leidenschaft steigerte. Zog er sich dann enttäuscht und verschüchtert zurück, so konnte er gewiß sein, daß sie ihn bei der nächsten Gelegenheit mit besonderer Liebenswürdigkeit anreden würde, und da-

sie sonst niemals lachte, so war es von bezaubernder Wirkung, wenn sich ihr ernstes Antlitz einmal unter dem Einfluß dieses Sonnenscheins verklärte.

Der arme Mann beschloß endlich, seinen Gefühlen schriftlich Ausdruck zu verleihen, eine Sache, die, da er noch nie ein zartes Billet verfaßt hatte, sowohl ihm wie seiner guten Schwester unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete. Eine Woche lang feilten und sägten sie Beide mit vereinten Kräften an diesem Dokument, welches eines Werner von Starff, Majoratsherrn und Familienoberhauptes würdig sein sollte und doch in hochtrabender Form die zärtlichen Gefühle ausdrücken mußte, die sein Herz bestürmten. Der erste Versuch erwies sich als ein Aktenstück, welches ebenso gut ein Kaufkontrakt oder eine zu Protokoll genommene Gerichtsverhandlung sein konnte. Als der vormalige Herr Referendarius es seiner Schwester vorlas, fühlte er sich selbst beschämt und sah verzagt auf sie hin. Charlotte schüttelte den Kopf. Richtig klang die Sache nicht, aber sie wußte da nicht recht zu helfen. Es hatte einmal ein junger Gerichtsassessor um sie angehalten und der Brief be-

fand sich noch in ihrem Besitz. Sie las ihn heimlich wieder durch, um ihrem Bruder sodann in Bezug auf einige gefühlvolle Wendungen Rath ertheilen zu können. Er aber warf sein Koncept ins Feuer und schrieb einen Brief, so voll lodernder Leidenschaft, wie ihn Karl Moor etwa an Amalie geschrieben haben könnte. Er hatte seinem Herzen Luft gemacht, aber bei genauerer Prüfung befriedigte ihn dies Schreiben so wenig, wie das erste.

Zweites Kapitel.

Während sich das Geschwisterpaar in dieser Weise abmühte, schrieb auch Komtesse Mathilde einen Brief. Aber sie brauchte dazu nicht Papier und Feder, sie that es in Gedanken, immer wieder und immer wieder, bis sich diese Gedanken im Kreise drehten und sie sich erschöpft auf ihr Lager warf, auf dem sie doch keine Ruhe fand.

Es war der Kampf einer nach Macht und Glanz durstenden Seele zwischen Pflicht und Ehrgeiz — vor dem Ausgang bangte ihr selber.

Die Gräfin Eckermann hatte eine kleine Villa gemiethet und sich hier sehr elegant, sehr komfortable eingerichtet. Sie trug ihre kohlschwarze Wittwenhaube mit Würde, ging selten aus, sah wenig Gäste bei sich und führte ein sehr zurückgezogenes Leben. Kom-

tesse Mathilde führte das ihrige für sich. Ohne gerade emanzipirt zu sein, war sie selbstständig, wie ein Mann. Mit ihrer Mutter vertrug sie sich insofern gut, als dieselbe gänzlich ihrer Herrschsucht unterworfen war. Manchmal kam es zu Scenen, wegen des im kleinen Haushalt sparsam vertretenen irdischen Mammons — denn die Eckermanns waren, in Folge der Schulden, die der brave Papa General gemacht hatte, so verarmt, daß die Gräfin nach dem Tode des Gatten nur mit großer Mühe ihr Privat-Vermögen und die ihr gehörenden Zimmereinrichtungen aus dem Chaos gerettet und sich mit diesen Resten in eine kleine Stadt geflüchtet hatte, um billiger zu leben. Komtesse Mathilde grollte, wenn die Mama ihr dies vorhielt. Reichthum und Luxus erschienen ihr wie die nothwendigen Folien einer Schönheit in ihrem Styl. „Du wirst nie einen Mann finden," pflegte ihre Mutter zu sagen — „denn Du bist arm und anspruchsvoll und davor schreckt Jeder zurück." — „Ich mag keinen haben, der nicht zum Mindesten Premierminister ist," hatte sie einst darauf geantwortet und jetzt? — Sie seufzte tief auf. Auch die

stolze, kalte Komtesse Eckermann hatte einst entdeckt, daß sie ein Herz habe, und als diese Entdeckung noch neu, süß und berauschend war, da hatte sie es fortgegeben, ohne zu fragen, ob er, der es nahm, ein Ministerportefeuille zu ihren Füßen niederlegen konnte oder nicht!

Jetzt aber hätte sie sich deshalb selbst hassen mögen, so unglaublich thöricht und verächtlich erschien sie sich in der Erinnerung.

Wie konnte sie dies Joch wieder abschütteln? Die Frage beschäftigte und quälte sie und sie stand vor dem Spiegel im Salon und betrachtete prüfend ihr schönes, hochmüthiges Antlitz im Glas, als es leise, zaghaft anpochte.

Sie fuhr herum . . . sollte es Baron Werner sein, der sich nun schon seit acht Tagen nicht hatte blicken lassen? Und wenn er kam und wenn er fragte, welche Antwort konnte sie ihm geben? Mit unsicherer Stimme rief sie ihr „Herein", und herein trat ein junger Mann, schlank, hoch, mit einem jugendlich strahlenden Antlitz, in welchem das Glück des Wiedersehens leuchtete. Etwas Zartes, fast

Knabenhaftes, lag noch in diesen feinen Zügen, ein sympathischer Ausdruck in den dunklen, mandelförmigen Augen.

„Hast Du meinen Brief bekommen?“ — rief er stürmisch und zog sie an sein Herz.

Sie war ein wenig blaß geworden und wich zurück.

„Nein, ich erhielt keinen Brief! Wo kommst Du her?“ — sagte sie — ihr Ton schwankte zwischen Schreck und der pflichtschuldigen frohen Ueberraschung.

„Oh — Tillie! — Du bist ja ganz blaß geworden!“ — lachte er fröhlich. Dann nahm er zärtlich ihre Hand in seine beiden.

„Ich bin überrascht — ich hatte auch nicht im Entferntesten gedacht —“

„Und ich — siehst Du, Tillie, ich denke Tag und Nacht nur an Dich,“ versetzte er treuherzig. „Du weißt das! — Nun schriebst Du mir garnicht mehr und da — da erfaßte mich solch eine sinnlose, unbegründete Furcht. Ich nahm Urlaub und bin Euch nachgereist!“

„Urlaub — auf wie lange?“

„Auf acht Tage. Der Oberst war gut und edel. Er lachte ein wenig und legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: es ist recht nett, daß Sie der alten Gräfin Eckermann so anhänglich sind" — und er blinzelte mit den Augen.

„Mithin ist unsere Verlobung in der Heimat bereits Stadtgespräch" — versetzte Mathilde unzufrieden, „Du weißt doch, daß es meine ausdrückliche Bedingung war —"

„O, Geliebte!" rief er bittend, „hauptsächlich deshalb kam ich, um Dich zu bitten, den Bann zu heben! Seit zwei Jahren leide ich unter Deiner Strenge."

„Also, die Zeit wird Dir lang?" sagte sie mit Nachdruck, „nun — mir auch."

„Mathilde, was soll das heißen?" fuhr er auf und sah sie mit flammenden Augen an. „Du weißt . . ."

„Still, höre mich an. Ich will Dir die Sache klar auseinandersetzen. Als wir uns vor zwei Jahren kennen lernten und uns verlobten, warst Du eben erst Lieutenant geworden. Du hattest kein Vermögen,

ich auch nicht. Ich bin zwei Jahre älter als Du. Wir werden noch viele Jahre warten müssen, ehe wir uns heirathen können. Sagen wir sechs Jahre. An alle diese Dinge dachten wir Beide damals nicht und das war sehr thöricht von uns. Siehst Du das ein?"

„Nein!" rief er heftig. „Niemals werde ich dies zugeben! Ich will geduldig warten, bis die rechte Zeit gekommen ist — und die Liebe zu Dir ist mir ein Leitstern und der Sporn zu allem Guten. Wie sollte sie eine Thorheit sein?"

„Wenn Du, noch ein junger Mann mit dem vollen Leben vor Dir, Dich an eine alte Frau gefesselt fühlen wirst, dann wirst Du auch kein anderes Wort für eine achtjährige Brautschaft finden."

„Das ist meine Sache," versetzte er rasch, „ich liebe Dich treu, wahr und tief. Meine Liebe hört nur mit meinem Leben auf."

Sie betrachtete ihn schweigend und zuckte die Achseln.

„Mathilde, was hast Du nur?" drängte er stürmisch, „ist etwa die Mama unzufrieden mit mir?

sage ich. Dem widersprichst Du. Gut. Die Sache hat aber noch eine Seite. Du bist zu jung für mich, und das fühle ich, darunter leide ich, dagegen kämpfe ich — umsonst. Jedes Jahr reißt die Kluft weiter, denn ich schreite rapide, der Zeit voran, dem Alter entgegen, da eine Frau selbstständig denkt und sich nur einem sehr überlegenen Manne unterordnen kann — Du aber folgst viel langsamer. Diese zwei Jahre haben Dich um nichts verändert."

„Und — das — Ganze — heißt," versetzte er langsam, mit blassem Gesicht, „daß Du meiner überdrüssig bist? Daß meine Liebe in Deinen Augen werthlos ist?"

Er hatte so sehr, mehr als er selbst glaubte, ihres Herzens Meinung ausgesprochen, daß sie zuerst keine Erwiderung fand.

„Deine Liebe," sagte sie endlich, „ist die erste Neigung, die ein Mädchen in Dir erweckt hat . . . Du bist erst zweiundzwanzig Jahre alt, Alfons, bedenke dies!"

„Ich weiß, daß ich Deiner in keiner Weise würdig

Hat sie Bedenken wegen meiner Treue? Ach, und Du hast nicht vermocht, für mich gut zu sagen?"

Sein tief erglühtes Gesicht beugte sich zu dem ihrigen herab, wie er sie, ihre beiden Hände haltend, angstvoll ansah. Wenn Fräulein Charlotte die Beiden eben gesehen hätte, sie hätte an diesem schönen Paar ihre ästhetische Freude gehabt. Komtesse Mathilde blickte kalt in die warmen, tief dunklen Augen und versetzte, den Kopf zurückwerfend:

„Es ist die Art von Euch Männern, immer zuerst an Euch selbst zu denken. Hast Du denn noch nie die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß es sich nicht um Deine, sondern auch um meine Geduld handeln könnte? — Aber ich will mich nicht schlechter machen als ich bin. An Geduld fehlt es mir nicht, sondern —"

„Du folterst mich, Tillie! So sprich doch!"

„Sieh!" — sagte sie und nahm ihn an der Hand, um ihn zum Spiegel zu führen, „sieh dort hinein und sei ehrlich. Siehst Du nicht, wie schlecht das zusammenpaßt? . . . Ich bin zu alt für Dich,

bin," versetzte er mit einem flehenden Blick, „ich kann auch nie erwarten, daß Du das für mich empfinden sollst, was ich für Dich fühle. Alles, was ich bitte, ist, daß Du an meine Liebe glaubst und gestattest, daß ich Dich lieben darf."

Sie zögerte ein wenig und athmete tief auf, als sammle sie Kraft. Dann sagte sie entschieden:

„Wir wollen dies Thema nicht endlos erörtern. Wenn Du wirklich auf einer Sache bestehen willst, von der ich Dir sagte, daß ich unter ihr leide, so kann ich nur Deinen Egoismus bewundern, und es bleibt beim Alten."

Er sah sie starr an, wiederholte ihre Worte, als wolle er sich den Sinn derselben klar machen, dann ging er schweigend mit gesenktem Kopf zur Thür und verließ das Zimmer.

Die Komtesse blieb regungslos stehn und blickte aus dem Fenster. Als sie ihn unten über die Straße gehen sah, seufzte sie erleichtert auf.

Gleich darauf trat ihre Mutter ins Zimmer und blickte sich um.

„Ich hätte doch wetten mögen, Brunau's Stimme gehört zu haben," sagte sie.

„Er war auch hier," versetzte ihre Tochter.

„Er war hier? Und das erfahre ich erst jetzt? Weshalb siehst Du so echauffirt aus, Mathilde?"

„Wenn ich das wirklich bin, so ist es, weil ich ihm eben auseinandersetzte, daß es mir unmöglich ist, diese unabsehbare, kindische Brautschaft länger fortzuführen. Wenn er ein Ehrenmann ist, giebt er mich frei."

Sie hatte gut gerechnet. Am nächsten Tage empfing sie den Ring, ihre Briefe und eine Haarlocke zurück, die sie ihm einst geschenkt hatte. Sie sah ihn nicht wieder. Eine Stunde später brachte ihr ein Reitknecht in englischer Jockeymütze und gelben Stulpenstiefeln ein großes, mit umfangreichem Wappen gesiegeltes Schreiben. Es war dem Freiherrn Werner Starff endlich gelungen, seine lodernden Gefühle in kunstgerechte Form zu bringen.

Mathilde verspürte selten Anwandlung zum Lachen, aber als sie diese Stylübung las, mußte sie doch aus vollem Halse lachen.

„Abgeschmackt — absurd — lächerlich!“ sagte sie, den Brief zusammenfaltend — und dann nahm sie die Feder und schrieb ihm ihr Jawort.

Sie war am Ziel.

Drittes Kapitel.

Es war eine wunderliche alte Sitte, in der Familie, daß die Hochzeit des ältesten Sohnes der Starff-Starffeck, in Schloß Starffeck selbst gefeiert wurde. Die Sitte entsprang vermuthlich auch dem Wunsche, keine Gelegenheit zu Versammlungen im alten Stammhause vorüber gehen zu lassen, und mit charakteristischer Beharrlichkeit hielten sie daran fest, obwohl es meist Schwierigkeiten setzte und obgleich unter den Domestiken der Aberglaube herrschte, daß an solch einem Tage ein Unglück geschehen müsse. Der Posten des Kammerdieners war mit der Zeit zu einem dynastischen Institut geworden, indem sich dieser Titel von Vater auf Sohn vererbte. Es gab in Starffeck stets einen Johann, der seinem Herrn Abends voranleuchtete, wenn er sich zur Ruhe begab,

und der sich früh ins Zimmer schlich, um die Stiefel hinzusetzen. War der Herr ein anspruchsloser Mann, so war auch sein Johann anspruchslos und putzte besagte Stiefel selbst. Trug der Herr die Nase hoch, so bedurfte auch Johann eines kleinen Adjutanten, der sich die Finger mit Wichse beschmutzte.

Auch in Johanns Familie vererbten sich die Traditionen des Hauses von Vater auf Sohn. Ein Johann, der niemals die „schwarze Frau", gesehen hätte, war undenkbar. Dieser in alten Schlössern obligatorisch gewordene Hausgeist erschien stets als Vorbote eines Unglückes. Die nebelhafte Gestalt hatte drei Tage vor dem Tode des Barons Mathias regungslos auf der Treppe gestanden und Johann schwur, er habe sie dort stehen sehen, nur sei er zu erschrocken gewesen, um es gleich zu sagen.

Das „alte Schloß," in welchem die Geister der Vergangenheit durch dies Hochzeitsfest beunruhigt wurden, war jetzt nur noch ein Flügel des großen Gebäudes, an welchem jeder Besitzer zugebaut hatte. Fürs Gewöhnliche war dieser Flügel nicht bewohnt, aber bei großen Gelegenheiten wurde der Ahnensaal

geöffnet. Hier hingen in braunen wurmstichigen Rahmen eine ganze Galerie alter Familienbilder, an denen man Aehnlichkeiten studiren konnte. Es waren meist gutgeformte Gesichter mit sorglosen blauen Augen und blondem Haar — sie sahen tapfer, gutmüthig und schlicht aus, aber eine Denkerstirne suchte man vergebens unter ihnen.

Dieser Saal hatte viele Fenster, aber sie waren nicht sehr groß, er hatte eine mit Malereien verzierte Decke, aber sie war nicht sehr hoch. Er war ehrwürdig, aber er entsprach kaum den Aufforderungen der Jetztzeit, in der Parquet zum Tanzen und ventilirte Luft zum Athmen nothwendige Erfordernisse scheinen.

Die Hochzeit des Barons Werner Starff wurde an einem Septembertage des Jahres 1846 gefeiert. Daß es ein großartiges Fest werde, dafür sorgte er. Die Trauung fand in der ziemlich entfernt gelegenen Ortskirche statt, welche mit Blumen, Eichenlaubguirlanden und den Palmen und Traceen der Starffecker Warmhäuser dekorirt war. Schon vom frühen Morgen an umlagerte ein Haufe Neugieriger in ungeduldiger

Erwartung das Gotteshaus. Sie drängten sich an die Thüre, sie versuchten zu den Fenstern emporzuklettern, sie stießen sich mit dem Ellbogen und stritten mit dem alten Küster, welcher von Zeit zu Zeit in der Thür erschien und zur Geduld ermahnte.

Es war ein wundervoller, klarer, warmer Tag, mit jenem eigenthümlichen Duft über der Ferne, der dem Herbst eigen ist. Die Wälder leuchteten in bunten Farben und drüben über Schloß Starfeck, welches man von hier aus auf bewaldeter Anhöhe mit seinen Thürmen und wehenden Fahnen erblicken konnte, kreisten langsam zwei mächtige Raubvögel und sonnten ihr Gefieder im Himmelslicht.

Der alte Küster betrachtete diese beiden Vögel kopfschüttelnd.

„Es ist nicht Alles so, wie es sein sollte," brummte er, seine Brille putzend. „Als ich heute früh die Kirche aufschloß, saß eine schwarze Katze mitten auf dem Kreuzgang und verschwand unter dem Altar — und jetzt die Vögel dort wollen mir auch nicht gefallen — und dann scheint mir die Sonne zu sehr."

„Ich weiß nicht, was Du ewig zu klagen hast, Mann," versetzte seine Frau, die heute ihre Staatshaube aufgesetzt hatte. „Bald ist Dir's zu kalt, bald zu warm. Bei der Hochzeit des hochseligen Herrn Baron Mathias war kein Sonnenschein, sondern Sturm und Wetter, daß die alte Fichte auf dem Kirchhof umstürzte, und das war Dir auch nicht recht. Heute scheint die Sonne und —"

„Still, Weib, davon verstehst Du nichts. Ich weiß, was ich weiß. Dort aber kommen sie."

Auf der von Schönitz herführenden Chaussee rollte eine lange Reihe glänzender Wagen daher. Baron Werner und seine Gäste hatten die Braut feierlich aus Schönitz abgeholt. Vor dem Kirchhof hielt Wagen um Wagen und die Neugierigen bildeten Spalier und ließen den festlichen Zug hindurchpassiren.

Wunderschön war die Braut — darüber herrschte kein Zweifel. So groß, stolz und majestätisch, daß man Gefahr lief, den gnädigen Herrn daneben zu übersehen. Der weiße, unter dem vollen Myrthenkranze befestigte Schleier floß wie silberglänzender

Nebel an ihrer ganzen Gestalt herab. Darunter starrte und blitzte der schwere, brokatene Stoff des Brautkleides, dessen Schleppe, so war es Familiensitte, von den beiden jüngsten Vettern des Hauses getragen wurde. Diese beiden schlanken, blondhaarigen Knaben, wie kleine Pagen, in lichtblauen Sammet gekleidet, erregten den allgemeinen Beifall der Menge.

„Es sind die Junker von Starff-Parkdorff" — flüsterte man sich zu, „wie lustig der Junker Herbert aus seinen großen, klaren Augen in die Welt guckt, als hätte er zehn Schelmenstreiche im Kopf!"

„Und hätte doch eher Ursache, den Kopf hängen zu lassen" murmelte Johann, im Vorbeigehen, „wenn diese Hochzeit nicht wäre, stände es um seine Zukunft viel lustiger als jetzt — denn er ist der nächste Erbe."

Der stolz erhobene Kopf der Braut war in dem Schatten des Kirchenportals verschwunden, Paar auf Paar folgte, einem Jeden spendete der Volksmund einige meist treffende kritische Bemerkungen und wurde nicht müde, Gang, Haltung Anzug und Familienverhältnisse zu beurtheilen, obwohl es schien, als

wolle der Zug kein Ende nehmen. Immer wieder klang das Rollen eines Wagens durch die klare Luft, entstiegen demselben lichtgekleidete Damen mit schimmernden Seitenlocken und in zierlich geschnürten Kleidern, unter deren kurzen Säumen die Füßchen in schmalen Schuhen sichtbar wurden. Herren in Uniformen mit großen Epaulettes oder in Civil mit etwas hohen Kragen reichten ihnen den Arm und führten sie der Kirche zu, bis alle Bänke drinnen besetzt waren und die letzten stehen blieben.

Die Worte der langen, langen Traurede drangen als unverständliches Gemurmel zu den Draußenstehenden. Man mußte sich mit dem Anblick des gerade der Eingangsthür gegenüber befindlichen reichgeschmückten Altars zufrieden geben, wo man die erhöhte schwarze Gestalt des Geistlichen stehen sah und ein wenig von den weißen Schleiern der Braut und fast nichts als das spärlich bewaldete Haupt des Herren Bräutigams erblicken konnte. Das Schiff der Kirche glich einem wogenden Meer von blumengeschmückten Frauenköpfen und glänzenden Gewändern.

„Der macht's zu lang," gähnte endlich ein Bauer und wandte sich ab. Hierbei bemerkte er einen jungen Mann, der sich rechts und links umsehend, zögernd zur Kirchhofspforte eintrat.

Sie kannten ihn Alle nicht. Er war augenscheinlich in Reisekleidung und der Staub lag auf seinen Stiefeln. Sein Gesicht hätte schön sein können, die Züge waren fein, der Ausdruck sanft, aber er sah aus, als habe er eine schwere Krankheit noch nicht überwunden, so blaß, abgezehrt und elend, mit einem brennenden Blick in den tief eingesunkenen, fieberglänzenden Augen.

„Was geht hier vor sich?" fragte er den Nächsten.

„Eine Hochzeit, gnädiger Herr," sagte der Bauer, den Fremden erstaunt betrachtend. Dieser lächelte in einer Weise, die den Bauer stutzen machte.

„Ja, ja, Ihr habt ganz Recht, alter Mann. Habt Ihr die Braut gesehen?"

„Sie können sie selber sehen, gnädiger Herr, dort steht sie!" und der Bauer zeigte mit dem Daumen nach der Kirchenthüre.

„Ich sehe keinen Bräutigam . . . weshalb da kein Bräutigam?"

„Er ist schon da, gnädiger Herr, aber er ist klein von Person."

Der junge Mann lachte bitter.

„Ist er auch alt, häßlich und kahlköpfig? — Wie?"

„Nun," begann der Bauer zögernd, „er ist unser Herr Baron, und da —"

„Ja, ja, ich begreife schon. Ei, welch eine große Liebe muß das Fräulein zu ihm gehabt haben, daß sie das Alles vergessen konnte!"

„Amen!" — hörte man die Stimme des Geistlichen plötzlich voll und deutlich sagen. Da entstand eine Bewegung in der Kirche und dann eine Todtenstille. Auch die Volksmenge drängte näher, die Hälse wurden länger, die Schauluft fand am Anblick des knieenden Paares wieder neue Befriedigung.

„Jetzt wechseln sie die Ringe" — sagte ein hübsches Mädchen, und warf dabei einen verstohlenen Blick auf den fremden Herrn, der dicht neben sie getreten war und unverwandt in die Kirche blickte.

„Da!" — murmelte er endlich — „es ist Alles vorüber. Sie ist todt, eingesargt, begraben . . . und Ihr sagt, ein Begräbniß sei eine lustige Sache?"

Das Mädchen wich ein wenig zurück, sie schauderte.

Der Fremde wandte sich ab und verließ den Kirchhof. Sie sahen über die niedere Mauer, wie er quer durch eine Wiese ging, sich dann unter einer Weide am Bachrande ins Gras warf und hier, das Kinn auf die Hände gestützt, regungslos liegen blieb.

„Dem hapert's hier," sagte der alte Bauer, auf seine Stirn tippend.

„Krank hat er ausgeschaut, aber nicht just von Sinnen," versetzte eine Frau, „ich möcht wohl wissen, ob ihn die Sache da drinnen was anging?"

Sechs Weiber steckten sofort ihre Köpfe zusammen und ergingen sich in Muthmaßungen. Erst der aus der Kirche tretende Hochzeitszug führte ihre Aufmerksamkeit wieder dem großen Ereigniß des Tages zu.

Die junge Frau sah ernst aus, wie sich es ziemte, aber nicht gerührt. Der abergläubische Küster hätte

einige Thränen für wünschenswerth erachtet. Doch wozu die Ruhe dieses klassischen Gesichtes stören? Thränen hätten schlecht in diese Augen gepaßt.

Langsam fuhren die Wagen dem Schlosse zu, denn es galt, rechts und links Huldigungen entgegen zu nehmen. Der Majoratsherr hatte dafür gesorgt, daß die Herrin von Starffeck mit der gebührenden Weihe empfangen wurde. Ein Trupp Trompeter zu Pferde war an der Einfahrt des Parkes aufgestellt, Fahnen wehten, die Honoratioren des Ortes waren gruppenweise aufgestellt, der Schulmeister hielt, während der Wagen hielt, eine Ansprache und seine Tochter überreichte der jungen Frau ein Bouquet. Man war im Allgemeinen außerordentlich zufrieden mit der Wahl des gnädigen Herrn.

Als sie durch den Park fuhren, dessen mit künstlerischem Sinn angepflanzte Baumgruppen und ausgeschonte Rasenflächen ihn noch größer erscheinen ließen wie er war, als sich dann bei einer Biegung das altersgraue, epheubewachsene Herrenschloß mit seinen Thürmen und Erkern, auf beherrschender Terrasse stehend, präsentirte, da glitt ein Ausdruck

freudiger, triumphirender Ueberraschung über das Gesicht der jungen Frau — unwillkürlich preßte sie die Hand auf das heftig klopfende Herz. Im Glanz der vergoldenden Herbstsonne nahm sich das Bild, in welches sie hineinfuhren, zauberisch schön aus und sie sah darin das Bild ihres künftigen Lebens. Wahrlich, der Preis war hoch, schön und verlockend, um deswillen sie einen Ring und ein Herz zerbrochen hatte. Sie ist von heute ab weit und breit die angesehenste Frau, Macht, Einfluß, Geld stehen ihr fortan zu Gebote und ihr Wille wird dies ganze Haus beherrschen.

„Was denkst Du, meine Theure?“ fragte Baron Werner, sich flüsternd zu ihr hinneigend.

„Ich denke,“ versetzte sie aus tiefster Seele, „daß ich mich des Glückes, welches Du mir bietest, durch treue Pflichterfüllung, durch volles Erfassen meiner Stellung, durch gewissenhafte Selbstprüfung werth zeigen will.“

Es war ihr ernst mit diesem Vorsatz. Wenn in ihrer ersten Lebenshälfte etwas war, was gesühnt werden mußte, so sollte dies im neuen Leben durch

das Streben, groß und gut zu sein, geschehen. Sie wollte beweisen, daß sie recht gehandelt hatte.

Mit diesem Schwur auf den Lippen betrat sie ihr neues Haus.

Im Ahnensaal waren zwei lange silberschimmernde Tafeln gedeckt, an welchen man Platz nahm. Bald klirrten die Gläser, die Musik begann zu spielen und das festliche Diner nahm seinen Anfang.

Die Starffs waren alle keine Meister im Reden, deshalb übernahm es der junge Graf Delavare, den ersten, schwungvollen Toast auf das neuvermählte Paar auszubringen.

Die Lichter an allen Kronleuchtern waren schon angezündet und beleuchteten die erhitzten, beweglichen Gesichter unten an den Tischen und die stummen unbeweglichen Köpfe in den braunen Rahmen an der Wand. Sie hatten alle zu ihrer Zeit lebendig in diesem Saal gesessen dem Weinkruge zugesprochen und so sorglos gelacht wie ihre Nachkommen es jetzt thaten.

Ein Onkel der Braut, ein besternter, jovialer Ministerialrath, fühlte, als Gelächter, Fröhlichkeit

und Geschwätz den Höhepunkt erreicht hatten, die Verpflichtung, einen Toast auf alle kommenden Majoratsherren von Starffeck auszubringen, und nachdem er ums Wort gebeten, sich erhoben und mit der Hand bedächtig über seine tadellos weiße Weste gestrichen, begann er eine Rede, in welcher er zuerst die Namen Starffeck-Eckermann so kunstvoll verflocht und verschnörkelte, daß Jeder aufhorchte. Tiefe andächtige Stille herrschte im Saal, Alle saßen, die Champagnergläser in den Händen, beifallsbereit da, während der Redner seine vielversprechende Idee behäbig und wohlgefällig ausspann.

Da klang durch die offenen Fenster ein kurzer scharfer Knall. Die Meisten beachteten es kaum — nur Einige standen auf und traten an die Fenster, um in den Park hinab zu sehen — aber er war still und dunkel, man bemerkte nichts Ungewöhnliches.

Jedoch kaum zehn Minuten später erhob sich da unten ein Tumult, verworrene Stimmen, viele Schritte schienen immer näher zu kommen, sie schienen ins Schloß zu dringen, dieses zu erfüllen. — Die Diener eilten hinaus, nachzusehen, was es gäbe — sie kamen

nicht wieder. Unter den Gästen herrschte Unsicherheit und Neugierde. Jeder hätte gern den Saal verlassen, um dieser räthselhaften Bewegung auf die Spur zu kommen. Die Stimmen draußen im Gang kamen immer näher, sie waren gedämpft aber heftig erregt, „haltet ihn!“ — rief es plötzlich aus vielen Kehlen — aber den Stimmen voraus klangen rasche fliehende Schritte, die große Bogenthür ward aufgerissen, und wie ein von Hunden gehetzter Hirsch, stürzte ein junger Mann, mit todtenblassem Gesicht ins Zimmer. Die eine Hand hielt er fest an die Brust gedrückt, zwischen den Fingern quoll und spritzte das Blut hervor. Dunkle Flecke färbten auch seinen vernachlässigten Anzug, sein verworrenes Haar. In der Rechten hielt er schußbereit eine große Reiterpistole.

Die Gesellschaft war vor Schreck und Staunen gelähmt — Niemand dachte daran, daß es die allgemeine Sicherheit erfordere, diesem Unglücklichen die Waffe aus der Hand zu schlagen.

Mit ihr war er bis in die Mitte des Saales geeilt — jetzt fiel sein umherirrender Blick auf das Paar, oben an der ersten Tafel — mit einem Ausruf

der Verzweiflung sprang er vorwärts, hob die Pistole und hätte im nächsten Augenblick abgedrückt .... aber da stürzte er selbst leblos zusammen.

In der wilden Verwirrung, die sich nun der Gesellschaft bemächtigte und den olympischen Frohsinn des Festes in abergläubisches Entsetzen verwandelte, stand nur Eine starr und unbeweglich, den Blick unverwandt auf den Todten geheftet, als halte Magnetismus sie im Bann. Baronin Mathilde war zu nervenstark, um in Ohnmacht zu fallen, aber sie litt noch nach Jahren an einer sonderbaren Hallucination, die sie freilich Niemandem verrieth; wenn sie in einen Spiegel blickte, sah aus demselben nicht ihr eigenes Bild hervor, sondern dies sanfte, blasse Todtengesicht mit dem dunklen, weichen Haar über der Stirn und dem schaurigen Blick des Todes in den gebrochenen Augen.

Von Mund zu Mund lief die geflüsterte Frage: „Wer ist dies? Wie kommt er hierher? Was wollte er?“

Die stolze junge Frau fühlte ihr Blut zu Eis erstarren — sie ist die Einzige, die Antwort geben

könnte. Soll sie sagen: ich kenne ihn nicht? — oder soll sie wirklich den Namen nennen? — Sie that keines von beiden. Sie schwieg. Ihre Mutter aber, welche mit in den Kreis getreten war, der sich dichter und dichter um den Todten schloß, stieß einen Schreckensruf aus.

Sie hatte ihn, der todt, verwildert wie ein Landstreicher mit blutüberströmter Brust am Boden lag, noch vor einem Jahr ihren „lieben Sohn" genannt, sie hatte die helle, jugendliche Stirn mütterlich geküßt und den schönen sanften, heiteren Menschen herzlich lieb gehabt.

Und das war sein Ende!

Tief erschüttert wandte sie sich ab.

„Gräfin, ich sehe, Sie wissen mehr!" sagte Baron Werner in großer Aufregung, „kennen Sie diesen und ahnen Sie, was ihn hierher geführt?"

„Er muß den Verstand verloren haben," versetzte sie mit zitternder Stimme — „es ist der Graf Alfons von Brunau."

Viertes Kapitel.

Das Erste, was Baronin Mathilde that, nachdem sie mit männlichem Muthe die Schrecken ihres Hochzeitstages überwunden und mit der Vergangenheit abgeschlossen hatte, war, daß sie sich eine genaue Kenntniß der Geschäftsangelegenheiten ihres Mannes verschaffte — denn eigener Augenschein und die Erzählungen ihrer Schwägerin hatten ihr binnen wenigen Wochen klar gezeigt, daß ihr Gatte von diesen Dingen gar nichts verstand und Gefahr lief, über seine Verhältnisse zu leben. Seine Bewunderung ihres scharfen Verstandes, ihrer Urtheilskraft und Logik kannte keine Grenzen. Alles was sie sagte, folgerte und tadelte, war so treffend, daß er sich widerstandslos dem stärkeren Willen ergab und ihre Vorschläge ausführte. Alles was nicht unbedingt zu einem bequemen Leben nöthig war, wurde abgeschafft, die Leitung des Haus-

wesens kam in eine feste Hand und wo bisher fürstliche Verschwendung geherrscht hatte, regierte jetzt Vernunft und Ordnung. Aeußerlich merkte man kaum einen Unterschied. Frau Mathilde liebte es, vierspännig zu fahren und ließ ihre Toiletten aus Paris kommen, aber sie wußte, was sie that und wie weit sie gehen konnte.

Der Vorfall am Hochzeitstage hatte Baron Werner sehr stutzig gemacht und er hatte eine Erklärung gefordert — aber da hatte ihn seine schöne, junge Frau sehr von oben herab angeschaut und in überlegenem Tone gesagt: „Bin ich Schuld daran, wenn sich ein armer Teufel meiner schwarzen Augen wegen todtschießt!“ Mache Dich doch nicht lächerlich, Werner!“

Damit mußte er sich zufriedengeben. Die Leiche des unglücklichen Nebenbuhlers war in seine Heimat gebracht worden, in ein Haus, wo, wie Frau Mathilde wußte, Eltern und Geschwister um den von Allen geliebten ältesten Sohn und Bruder weinen würden, aber sie hielt es nicht für nöthig, zu sagen, wie nahe sie Jenen einst gestanden hatte.

Indessen strich die Zeit hin und alle diese Dinge

traten mehr in den Hintergrund vor der spannenden Erwartung des Ereignisses, daß Frau Mathilde dem Hause einen Sohn schenken möge. Denn mochte Baron Werner auch in allen anderen Dingen der gehorsame Diener seiner Frau sein, die Ueberzeugung, daß es ihre erste und heiligste Pflicht sei, dem Majorat einen Erben zu bescheren, wurzelte zu fest in ihm, um durch die Bemerkung der Großmama, daß Kinder eine Gottesgabe seien, erschüttert zu werden. Als nach Verlauf eines Jahres noch kein kleiner Mathias Werner in der Wiege zappelte, steigerte sich seine Spannung zu ungeduldiger Verzweiflung. Frau Mathilde heuchelte kühle Indifferenz, aber innerlich fühlte sie sich beschämt und gedemüthigt. Tante Lottchen faltete die Hände und seufzte: „Mathilde hat ihre Aufgabe nicht begriffen!“ und sie mußte das mit anhören und schweigen, denn sie war bereits viel zu sehr eine Starff geworden, um nicht zu wissen, wie wichtig diese Sache sei.

Und es verstrich noch ein Jahr —! Baronin Starff beherrschte bereits nicht nur Mann, Haus und Verwandte, sie war die Königin der ganzen Gegend.

Sie verlieh den Festen Glanz durch ihr Erscheinen, sie stand an der Spitze aller Frauen-Vereine, sie sammelte in ihrem Hause bei jeder Gelegenheit die ganze Nachbarschaft — aber sie hatte noch keinen Sohn!

Und doch stand es so bombenfest, daß dieser nothwendige Erbe sich noch einstellen werde, daß man sich angewöhnt hatte, ihn pränumerando zu nehmen — das heißt über ihn zu sprechen, als wäre er schon da. Anfangs hieß er „Das Kind", dann wurde er von einem Theil der Gesellschaft bereits Mathias genannt, die Anderen behaupteten, er hieße Werner. Es stand fest, daß der Baron zu schwach, die Mutter zu streng gegen ihn sei. Seine Fehler wurden getadelt oder entschuldigt. Diese seltsame Phantasie ging aber von Schloß Starffeck selbst aus, wo, ohne daß die geringste Aussicht auf sein Erscheinen vorhanden gewesen wäre, seine Erziehung schon Gegenstand kleiner Scenen zwischen Vater und Mutter zu sein pflegte. Sein Kleidchen, seine ersten Höschen, seine Fibel, lagen bereit, sowie man glaubte annehmen zu können, er werde unsere bescheidene Erdkugel mit seinem Besuche beehren.

Dieser Gedanke war überwältigend! Baron Werner

war durch das lange, vergebliche Warten in einem solchen Zustand nervöser Gereiztheit, daß er jetzt in fieberhafter Aufregung planlos umherlief, nur von dem einzigen Gedanken beherrscht „mein Sohn — mein Sohn!“ —

Sein nächster Gedanke war, daß er anspannen lassen müsse, um seinen Vetter, den verabschiedeten Major Starff-Parkdorff von der frohen Aussicht in Kenntniß zu setzen, denn dieser hatte dereinst, in uneigennütziger Weise die Heirath des Majoratsherrn befürwortet, obgleich hierdurch ihm und seinem ältesten Sohn die voraussichtliche Erbschaft entging.

Und sie hätten es brauchen können, die Starffs-Parkdorff — denn sie waren mit irdischen Gütern nur spärlich gesegnet. Der Major hatte einst als junger Lieutenant die Freiheitskriege mitgemacht, war bei Waterloo zum Hauptmann ernannt worden und lorbeergeschmückt in die Heimat zurückgekehrt. Aber der Friedensdienst sagte ihm nicht zu und er nahm den Abschied, den er mit dem Titel eines Majors erhielt. Er hatte die Absicht, fortan in Schönitz zu leben und seine Pension zu verzehren.

In der Nähe von Schönitz aber befand sich

Altenkloster, ein Fräuleinstift, bei welchem die Starffs stark betheiligt waren, denn ein reiches altes Fräulein dieses Namens hatte vor fünfzig Jahren dies wohlthätige Institut gegründet und die Verwaltung der dazu gehörigen Ländereien und die Instandhaltung des mitten im Walde gelegenen alterthümlichen Schlosses bildete immer einen ganz einträglichen Ruheposten für verarmte Vettern. Es erschien natürlich und selbstverständlich, daß Major Herbert Starff diese Stelle erhielt, und er bezog die ihm angewiesene Wohnung mit zufriedenem Sinne, übernahm die Bücher, inspicirte die Felder und endete damit, daß er die Jüngste der Stiftsdamen, Fräulein Wilhelmine von Buchberg, deren Mutter eine Starff gewesen war, heirathete. Als dieser Fall bekannt geworden war, liefen unendlich viele Briefe ein, darinnen Wittwen und Waisen mit wagehalsiger Kühnheit ihre Verwandtschaft mit den Starffs bewiesen und ihr Anrecht auf eine Versorgung im Altenkloster betonten.

Die kleine Familie, bald aus Eltern und zwei Bübchen bestehend, lebte einfach aber recht glücklich in dem bescheidenen, aus Backsteinen gebauten Hause,

welches zwischen dem klosterähnlichen Stift und dem Wirthschaftshof lag. Es hieß „das rothe Haus", aber es hätte ebenso gut das grüne Haus heißen können, so dicht bewachsen war es mit Kletterrosen, Clematis und Epheu.

Vor diesem Gehöft ließ Baron Werner seinen feurigen, schnaufenden Rappen halten, sprang vom Wagen und trat durch eine kleine Pforte in den grasbewachsenen Hof, der sich wie die meisten Höfe durch einen Ententümpel, aufgeschichtetes Brennholz und einen Kettenhund auszeichnete.

„Hurrah, der Onkel Werner!" rief eine frische Knabenstimme und der blonde Lockenkopf Junker Herberts blickte eben aus der Luke des Heubodens heraus. Der Gekommene ging in das Haus. Dasselbe war innerlich etwas alt und düster mit vielen Erkerchen und Winkeln und niedrigen Stuben, aber man empfing trotzdem den Eindruck behaglicher Wohnlichkeit. Der Major, ein stattlicher Mann, kam dem Vetter entgegen.

„Oho — so bist Du selber gekommen? Nun, es war hohe Zeit —"

„Ah, Du weißt schon?“

„Ich sollte nicht wissen? Ich sage Dir, wir haben ja die reine Revolution gehabt. Drei alte Damen wollen partout fort für immer.“

„Deswegen?!“

„Ja, natürlich. Sie machen einen Spektakel darum, als ob die Sache wirklich von Wichtigkeit sei!“

„Von — Wichtigkeit? Entschuldige, wovon redest Du eigentlich?“ fragte der Majoratsherr beleidigt.

„Nun, natürlich davon, daß Fräulein Justine neulich die Treppe herabgestürzt ist und den Arm brach, weil, wie sie behauptet, Fräulein Josline die Treppe mit Seife eingerieben hatte. Ich sage Dir, diese Weiber sind — aber was hast Du denn, Werner? Wie siehst Du aus? Du meinst doch nicht — Du denkst doch nicht —“

„Daß ich über kurz oder lang dem Mathias seine Höschen anziehen werde!“ rief nun Baron Werner freudestrahlend.

„Was? — Bravo! Bravo! Bravo!“ rief der Major wie elektrisirt. Dann trommelte er das ganze Haus zusammen, seine Frau holte eine Flasche alten

TRÜ Raamatukogu

Weines aus dem Keller — man ließ den kleinen Zukunftssohn leben!

An einem Dezembertage, als der Schnee wirbelnd ums Haus stöberte, blickte Major Starff, seine Pfeife rauchend, ungeduldig aus den Fenstern des Wohnzimmers in den verschneiten Hof. Ringsum erhoben sich die blattlosen Wipfel des alten Eichwaldes. Jeder Ast hing voll Schneeflocken und auch die Dächer und Mauern des alten Klosters drüben schauten weißgesprenkelt, kahl und düster durch die Aeste. Das Hofthor knarrte, der Major blickte rasch hin, aber wandte sich enttäuscht ab. Zwei Dämchen, dicht in voluminöse Pelze gehüllt, kamen über den Schnee getrippelt und klingelten an der Hausthür, gleich darauf waren sie auch schon im Wohnzimmer.

„Wenn Sie wüßten, lieber Vetter, in welcher Aufregung wir drüben sind!“ rief die Eine, den dicken blauen Schleier zurückschlagend, „und noch immer keine Nachricht?“

„Keine, außer daß sich Jedermann wohl befindet. Meine Frau ist heute Morgen nach Starffeck gefahren, um die Ankunft des Erbprinzen mitzufeiern.“

„Und wann wird sie wiederkommen, liebster, bester Vetter?"

Der Major war diplomatisch genug, die Achseln zu zucken, worauf sich die beiden Dämchen wieder entfernten, wie sie gekommen.

Kaum waren sie fort, so hörte man schwaches Schellengeläute von der Straße her, die nach Schönitz führte, dann hielt ein Schlitten vor dem Hofe und aus demselben stieg Frau Wilhelmine, eingepackt wie eine Kugel. Mann und Kinder eilten ihr entgegen, sie ward ins Haus gebracht, Herbert nahm ihr den Mantel ab, Ernst riß und rüttelte an der großen Schleife der Kapuze, der Major fragte wohl zehn Mal in einem Athem: „Nun? Nun? Nun?"

„Mein Himmel!" rief die Majorin athemlos und lachend, „bringe mich nicht ums Leben, Junge — ich ersticke ja — gut geht's — sehr gut!"

„Aber der Junge — der Junge!" rief der Major ungeduldig, „ist er gesund, kräftig, lebensfähig?"

„Gesund ist er," bestätigte die Majorin mit einem schalkhaften Lächeln, „aber — aber —"

„Was ist da zu ‚abern'?" polterte der Major

heftig, „ist er nicht kräftig? Hat er etwa krumme Beine oder einen Buckel oder —"

„Er hat nichts von alledem, aber er ist —"

„Donnerwetter! Er ist —?"

„Ein Mädchen!"

Major Starff ließ seine Pfeife fallen, daß sie in Stückchen zerschellte, dann setzte er sich in seinen Lehnstuhl und sprach eine Stunde lang kein Wort mehr.

War denn ein Mädchen eines Wortes werth?

Hätte ihm vor zehn Jahren, als Herbert geboren wurde, der Himmel statt dessen ein Mädchen beschert, er hätte dasselbe erfreut in Empfang genommen. Aber Schloß Starffeck — das war was ganz Anderes. Das war Familiensache — da durfte sich Frau Mathilde wirklich keine solche schlechten Späße erlauben!

Die Majorin war unterdessen in das Schlafzimmer gegangen, um ihr Haar zu glätten und sich ihrer winterlichen Pelzumhüllungen zu entledigen.

„Mama," sagte Junker Herbert, „das hat der Storch aber nicht gescheidt gemacht. Er hätte einen Buben bringen sollen!"

„Mama," fragte Ernst mit einem schlauen, forschenden Blick, „bekommt nun der Herbert Schloß Starffeck?"

Die Mutter sah betroffen auf den Frager herab. In den klugen, intelligenten Augen des neunjährigen Knaben las sie volles Verständniß der Sachlage.

„Wer hat Euch solche Albernheiten in den Kopf gesetzt, Jungens? Die Tante Mathilde kann noch viele Söhne bekommen, aber auch wenn das nicht der Fall wäre, dürftet ihr nie solche Pläne machen."

„Aber mich geht es ja gar nichts an," versetzte Ernst kleinlaut, „ich hörte nur, wie die alten Tanten im Stiftsgarten davon sprachen und auch darüber, daß der Herbert deshalb nichts lerne, weil er immer dächte, er würde einmal Schloß Starffeck bekommen."

„Ich soll Starffeck bekommen?" fragte Junker Herbert verwundert, „das giebt mir schon Niemand, denn sie wissen doch Alle, daß ich ein Lump bin."

„Wenn Du lernen würdest," begann Ernst altklug, aber sein Bruder war schon aus dem Zimmer gelaufen und pfiff draußen so sorglos wie ein Vogel.

Die Majorin aber seufzte schwer. Daß aus

Herbert nichts werden würde, war eine Annahme, die feststand, seitdem er das ABC lernte. Denn schon damals warf er gern die Tafel unter den Tisch und entwischte, um auf dem Hofe Steinchen über den Ententeich zu werfen. „Ernst, lerne das mit für mich," war seine stehende Redensart gewesen — und Ernst, fleißig und ehrgeizig, schien wirklich für Zwei zu lernen. In der Schule ging es nicht anders. Sein Leben war eine fortgesetzte Kette väterlicher Strafurtheile und Strafarbeiten, nichtsnutziger Streiche und versäumter Schulstunden. Bei jedem fatalen Vorkommniß wurde angenommen, daß es der Herbert gewesen sei, und wenn es auch nicht der Fall war, so büßte dieser mit stoischem Gleichmuth die Strafe ab, die einem Anderen zukam.

Er war wild, unbesonnen und raufluſtig — vielleicht auch, was Fuchsgruben, Eichhornnester und Hamsterhöhlen betraf, raubluſtig. Aber Naschen, Lügen und Heucheln hielt er seiner nicht würdig. Trotzdem nun aber fand die Mutter oft einen Honigtopf ausgeleckt, das schöne Backobst zusammengeschmolzen, die Zuckerdose beraubt. „Das ist der

Junker Herbert gewesen," hieß es dann, und Herbert bekam die nothwendigen Schläge, heulte wie ein Kettenhund und schüttelte sich nachher lachend. „Ich bin es aber garnicht gewesen," sagte er dann wohl, und kniff die blauen Augen schalkhaft zusammen. „Nun und wer wohl sonst?" frug der Vater zornerfüllt. Aber dann zuckte der Knabe die Achseln. Den Bruder angeben, wäre für sein Ehrgefühl gleichbedeutend mit Verrath gewesen.

Sein sonniges Gemüth bewahrte ihn vor Verbitterung, auch war er sich stets bewußt, jede Strafe reichlich verdient zu haben, und nahm die unverdienten mit in den Kauf, für alle die Dummheiten, die dem Auge des Gesetzes entgangen waren.

So wuchs er auf, der Schrecken der alten Damen im Stift, der Kummer seines Vaters, nur von seiner Mutter niemals ganz aufgegeben, so lange er diese klarblauen Augen so groß und voll aufschlagen, ihren Blick so ruhig erwidern konnte.

Fünftes Kapitel.

Vier Jahre waren seitdem verstrichen und noch immer wartete man in Starffeck auf den Erben. Dem Majoratsherrn trat der Angstschweiß auf die Stirn, wenn er sich händeringend fragte: Und wenn er nun nie kommen sollte? Frau Mathilde aber ging umher wie eine Geächtete. Sie war ihrer Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Noch zwei Mal hatte es in der Umgegend geheißen: Auf Schloß Starffeck wieder ein Mädchen! Aber das Leben dieser kleinen Geschöpfe war von kurzer Dauer gewesen. Sie hatten sich nur ein wenig umgeblickt in dieser Welt, hatten sich über die ernsthaften Gesichter gewundert und sich dann wieder zurückgezogen. In einer dunklen, nach Norden gelegenen Stube des alten Flügels aber saß eine mürrische alte Bonne und wiegte ein kleines

vierjähriges Mädchen auf dem Knie und sagte ihr, ihre Schwesterchen wären beide im Himmel.

„Und das ist auch besser so," schloß sie, „hier können wir keine Mädchen brauchen."

Das aber wußte Baronesse Dolores schon, obwohl sie erst vier Jahre alt war, und sie blickte mit ihren nachtschwarzen Augen ernsthaft grübelnd in das häßliche, pockennarbige Gesicht der Bonne.

„Im — Himmel!" wiederholte sie langsam, und unverbrüchlicher Ernst lag in dem kleinen braunen Antlitz.

„Ja, ja und wenn Dolores nicht folgsam ist und ihre Suppe heute wieder nicht essen will, schicken wir sie ganz einfach auch in den Himmel!"

Diese originelle Drohung hatte die Wirkung, daß die Kleine die Achseln zuckte und ganz leise sagte: „Ich esse aber doch nicht!" — Frau Barbara verabfolgte ihr einen Schlag auf den Mund. Sie konnte dies unbesorgt thun, denn Dolores schrie niemals, und wenn sie es auch gethan hätte, wer hätte es denn gehört? Die Mama drüben im Schlosse gewiß nicht.

Würdevoll, ohne einen Laut auszustoßen, wischte

sich das Kind die dicken Thränen von den Wimpern, glitt vom Knie der Alten herab und stellte sich, die Hände auf dem Rücken, mitten ins Zimmer, eine Stellung, die fast etwas Drohendes hatte. Sie war sehr groß für ihr Alter. Das kohlschwarze Haar war tief in der Stirne glatt verschnitten. Diese steife Haartracht, die dunkle Hautfarbe und die starken noch kindlich stumpfen, aber doch schon sehr regelmäßigen Züge bei einem so jungen Kinde machten einen sonderbaren, fast komischen Eindruck. Ernsthaft und selbstbewußt, wie eine egyptische Schönheit aus der alten Zeit, stand sie da und betrachtete, ohne eine Miene zu verziehen, die alte Bonne. Dieser imponirte das sonderbare Kind oftmals. Stundenlang konnte es, ohne sich zu rühren, auf derselben Stelle stehen, aber nie wandte es den Blick von der Wärterin. Hatte diese, was oft geschah, das Kind allein gelassen, um in der Küche die Zeit zu verschwatzen, so fand sie Dolores gewiß noch auf derselben Stelle vor und sogleich wandten sich ihr diese Augen mit stummer Verachtung zu, so daß Frau Barbara oft hüstelnd fortblicken mußte.

Die große düstere Stube, welche sie bewohnten, lag gerade neben dem Ahnensaal, den seit jenem verhängnißvollen Hochzeitsfest Niemand wieder betreten hatte. Die alte Barbara war abergläubisch und hatte sich anfangs geweigert, in den spukhaften Flügel zu ziehen, aber Baronin Mathilde, welche stets das Haus voll Besuch hatte, setzte ihren Willen durch, weil sie behauptete, da sei kein Platz im neuen Schlosse übrig. Mit einer Erbitterung, die sie zu verhehlen sich keine Mühe gab, blickte sie auf das Kind, das ihr und dem ganzen Hause eine so niederschmetternde Enttäuschung bereitet hatte.

Verlangten die Verwandten das Kind zu sehen, und Dolores stand dann in ihrer Lieblings-Attitüde, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer, mit souveräner Gleichgültigkeit auf die fremden Herren und Damen blickend, eine ans Groteske streifende Kopie der Mutter, so mußte diese auch noch die Bemerkung anhören, das Kind sei ganz und gar eine Eckermann.

Frau Barbara erhielt immer seltener die Aufforderung, das kleine Fräulein in den Salon zu bringen, und gewöhnte sich immer mehr daran, sich

als Selbstherrscherin in ihrem Flügel zu betrachten. Manchmal nahm sie Abends Dolores an der Hand und ging mit ihr die Wendeltreppe hinab, die ins Freie führte. Einst hatte sich hier der Park bis dicht unter die Fenster des Ahnensaals, wohlgepflegt, mit schönen Terrassen und Springbrunnen ausgebreitet. Seit jenem Tage, da man unter diesen Bäumen die Blutspuren gefunden hatte, die der Todeswunde Alfons Brunau's entstammten, war dieser Theil des Parkes gänzlich verwildert. Als nach einigen Jahren bereits Brombeeren und Disteln die Terrassen umwucherten, hatte die Baronin Befehl gegeben, das Stück in einen Küchengarten umzuwandeln und mit einer Mauer und einer geschorenen Hecke zu umgeben. Dies war geschehen, und damit bildete der alte Flügel mit seinem runden Eckthurm eine Welt für sich.

Durch diesen Garten schritt Frau Barbara mit dem Kinde. Am Arme trug sie einen Korb. Dolores wußte ganz genau, daß sich in diesem Korbe Zucker, Kaffee und andere „Ersparnisse" der würdigen Alten befanden, welche diese kleinen Gaben zu ihrer im Dorf verheiratheten Tochter trug. War der Gärtner

nicht anwesend, so wanderten wohl auch noch einige Köpfe Blumenkohl oder einige Melonen oder Pfirsiche mit in den Korb. Dolores sah, begriff und hatte für Alles nur einen tief verächtlichen, pathetischen Blick.

Das Dorf lag tiefer unten im Thal, das Häuschen in welches sie traten, war klein, unsauber und meist drang das Geschrei roher, betrunkener Bursche schon von Weitem an ihr Ohr — denn während Barbara's Schwiegersohn, ein Schuhmacher, die eine Seite bewohnte, befand sich in der andern eine vielbesuchte Schenkstube. Eine erstickende, aus Zwiebelduft, Branntweinsdunst und Stiefelwichse zusammengesetzte Atmosphäre vertheilte sich mit edler Gerechtigkeit in beiden Seiten des Hauses.

Während Barbara mit ihrer hübschen jungen aber schlumpig gekleideten Tochter auf der Ofenbank saß, endlos schwatzend, stand das kleine Fräulein schweigend mitten im Zimmer — aber jeder Zug ihres ausdrucksvollen Gesichtes legte Protest ein gegen ihre Umgebung. Die rohen Scherzworte der arbeitenden Gesellen, der Tumult im Schenkzimmer drüben erregten keine Furcht in ihr, aber den tiefsten Abscheu.

Von Zeit zu Zeit proklamirte sie gebieterisch: Ich will fort von hier. Hier ist es häßlich!

Als Frau Barbara eines Tages auch nicht die mindeste Notiz von diesem Begehren nahm, marschirte das Kind erhobenen Hauptes aus dem Zimmer und trat in die Hausthür. In diesem Augenblick fuhr ein Wagen am Hause vorüber, eine alte Dame blickte erstaunt aus demselben heraus und befahl zu halten. Es war die Großmama Eckermann, die zu ihrer Tochter fuhr. Sie nahm Dolores mit in den Wagen und betrat bald darauf, das Kind an der Hand den Salon, wo die Baronin auf dem Sopha ruhte.

„Mathilde," sagte sie, nachdem die erste Begrüßung vorüber war, „ich bin sehr betreten. Ich fand dies Kind im Dorf, in der Thüre einer Schenkwirthschaft, in der es ziemlich wüst herzugehen schien."

„Unmöglich!" sagte die Baronin auffahrend.

„Ich hoffe doch, Du glaubst mir, meine Liebe. Ueberhaupt, Mathilde, will es mir scheinen, daß Du die Kleine schlecht behandelst. Hast Du denn gar keine Liebe für Dein eigenes Kind?"

„Liebe?" versetzte die junge Frau bitter, „für

das Wesen, welches mich zum Gespött der Welt gemacht hat? — das mir die Hochachtung, die Verehrung, die Bewunderung meines Mannes geraubt hat?“

„Du bist eine herzlose Mutter,“ zürnte die alte Dame, „wie hätte es Dir denn gefallen, wenn ich Dich dafür hätte büßen lassen, daß Du kein Knabe warst?“

Wenn sie noch nicht wußte, wie sehr ihre Tochter in diesen fünf Jahren in den Starff'schen Familiengeist hereingewachsen war, so sah sie das jetzt. Baronin Mathilde lächelte fast mitleidig.

„Ich begreife nicht, Mama, wie Du da eine Parallele ziehen kannst, — Du warst ja nicht die Herrin von Starffeck!“

Dolores stand, den Finger an den vollen rothen Lippen, daneben, und ihre Augen wanderten von Einer zur Andern. Keine von Beiden dachte daran, daß das Kind das Gespräch begreifen könnte, aber Kinder haben ein wunderbares Talent, Reden, die sie momentan noch nicht begreifen, in ihrem Gedächtniß aufzuspeichern, bis die Jahre Verständniß bringen.

„Ich werde der Bonne kündigen,“ sagte Baronin

Mathilde endlich in ruhigem Ton, „das muß natürlich augenblicklich geschehen, wenn sie fahrlässig ist! Sehr dankbar wäre ich Dir, nähmst Du das Kind zu Dir nach Schönitz, Mama. Sollte wirklich ein — Sohn — nun — aber das wage ich kaum mehr zu hoffen. Wenn es aber geschieht, so wird meine Zeit völlig in Anspruch genommen sein."

Und das Wunder begab sich wirklich! Schon am nächsten Tage veränderte ganz Starffeck seine Physiognomie. Eine unbeschreibliche Aufregung herrschte unter den Domestiken, der Baron ging mit erhobenem Haupt, der stolzeste Mann im Lande, umher. Steckenpferd, Fibel und Höschen waren doch nicht umsonst angeschafft gewesen, denn in die Arme der glückstrahlenden jungen Mutter legte man — den langersehnten Sohn! Im ersten Augenblick empfand sie nichts als die tiefste, gesättigste Befriedigung, — aber dann, als sie das Kind näher betrachtete, ging ein leichter Frostschauer durch ihren Körper, fast scheu sah sie sich um und zog einen Schleier über des schlafenden Knaben Gesichtchen, welches so klein, schmal und verständig aussah. Welch dämonischer Zauber hatte

denn hier das Bild eines längst zu Staub Gewordenen wieder heraufbeschworen? — Sah denn Niemand, daß diese winzigen Züge eine frappante, fast karrikirte Aehnlichkeit mit Einem trugen, dessen warme dunkle Augen einst brechend auf ihr geruht hatten?

Zum ersten Mal war der Arzt sehr besorgt um das Befinden der Baronin. Er fand sie aufgeregt, fieberhaft und unruhig und begriff doch nicht, weshalb. Sie verlangte stündlich nach ihrem Kinde und wollte es doch nicht sehen, wenn man es ihr brachte. Endlich aber überwand ihr starker Geist auch diesen Schicksalsstreich, den boshafte Kobolde gegen sie gespielt haben mußten. Der Knabe, obwohl anfangs zart und schwach, gedieh und wuchs und ward bald der Mittelpunkt des Hauses. Vater, Mutter und Dienstleute waren seine ihn vergötternden Sklaven. Junker Eugen war noch nicht drei Jahre alt, da regierte er schon das Haus mit seiner kleinen Peitsche und als eines Tages abermals ein Schwesterchen geboren wurde, da nahm ihn der Papa an der Hand, führte ihn zur Wiege und sagte: „Sieh, ein Spielzeug für Dich!

Sechstes Kapitel.

Als die beiden Söhne des Majors vierzehn und fünfzehn Jahr alt geworden waren, hatte ihr Vater ihnen eines Tages die Wahl ihres künftigen Berufes anempfohlen.

„Ich möchte studiren und Jurist werden —“ hatte der Jüngere erwidert.

„Ich möchte Schmied werden!“ — sagte Herbert, nach einigem Besinnen, „denn siehst Du, Vater, lernen und studiren werde ich niemals viel und mein Kopf wird mich nie ernähren. Ich werde Dir immer Sorge machen und Geld kosten. Zu einem Handwerk aber habe ich Lust und Geschick, es ist keine Schande und Du sollst zufrieden mit mir sein.“

Der Knabe sprach seines Herzens innerste Ueberzeugung aus, aber es war sein Unglück, daß immer

ein Schalk in seinen lustigen blauen Augen zu lachen schien, der des Vaters Geduld auf harte Proben setzte.

„Kannst Du die thörichten Narrenspossen auch jetzt nicht lassen?“ — fuhr er ihn zornig an, „aus Dir wird im Leben nichts, das merke Dir!“

Dieses Familiendogma ward auch durch die sonderbare Thatsache nicht umgestoßen, daß, als nun schließlich die Zeit herankam, Herbert und Ernst die Schule so ziemlich zu gleicher Zeit verließen, um ihre Studien auf der Universität fortzusetzen. Allerdings war Ernst, der Jüngere eher als sein Bruder aus der Prima getreten und hatte die Tasche voll guter Zeugnisse, aber es war immerhin nicht zu leugnen, daß auch für den Anderen die Erlösungsstunde schlug, wenn auch erst ein volles Jahr später, unter ziemlich ungünstigen Umständen, das heißt er kam gerade so mit einem blauen Auge davon.

Das Studentenleben gefiel dem jungen Herrn über die Maßen und er war, wie dies vorauszusehen war, ziemlich wild. Bruder Ernst hatte wenig Einfluß, obgleich der Vater ihn dringend ermahnte, Herberts Leben zu überwachen, ihn anzuspornen oder zu warnen,

ihn vor Duellen zu bewahren und ihn von übermäßigem Trinken zurückzuhalten. Herbert dagegen schrieb alsbald sehr lustig: „Mein Wechsel ist viel zu kurz. Könnte nicht ein Stückchen angeflickt werden? Dies schöne Göttingen ist viel theurer, als Ihr denkt. Wie Ernst es anfängt, auszukommen, begreife ich nicht. Er ist stets gekleidet wie ein Prinz und ißt wie ein König. Meine Uhr dagegen kommt so selten vom Pfandverleiher zurück, daß Ihr mich nicht dafür verantwortlich machen dürft, wenn ich oft die Mitternachtsstunde mit der Mittagsstunde verwechsele." — Daß solche Briefe der Mutter manchen Seufzer entlockten, dem aber immer ein unwillkürliches Lächeln folgte, war nicht zu verwundern. Der Major runzelte die Stirn und sah unwirsch aus. „Er wird uns eines Tages mit der Nachricht überraschen, daß er bis über die Ohren in Schulden steckt," sagte er.

So kam das Weihnachtsfest heran und Frau Wilhelmine richtete zwei Stübchen her für die Söhne, welche heimkehren und Leben und Fröhlichkeit in das sehr still gewordene rothe Haus bringen würden. Die Erwarteten trafen denn auch ein — jetzt zwei junge

Männer, Gestalten, auf denen das Vaterauge wohl mit Stolz ruhen konnte, namentlich war Herbert lang und schlank wie eine junge Tanne mit einem frischen Gesicht voll Gutmüthigkeit und sorgloser Lebenlust. Ernst war kleiner, schmächtiger und trug den Kopf nicht so keck erhoben, sondern fast beständig ein wenig geneigt, als suche er was am Boden. Er sprach mit dem Vater gar verständig über seine Studien, über Lebenspflichten und auch über den wilden Bruder. Seine Art, ihn zu entschuldigen, trug nur dazu bei, den Vater davon zu überzeugen, daß Herbert nach wie vor ein Taugenichts sei. Dieser war fortgestürmt, sowie der Kaffee getrunken war, und hatte hundert Wiedersehen gefeiert — mit dem Kettenhund, mit dem Knecht, mit dem dichtverschneiten Walde, mit zwei oder drei seiner alten Feindinnen aus dem Kloster, die er mit rothen Nasenspitzen im Schloßgarten wandelnd fand. Endlich kam er mit nassen Kanonenstiefeln, ein Burschenlied pfeifend, ins Haus zurück, suchte die Mutter auf, setzte sich neben sie, küßte ihr die Hände und that hundert Fragen. Sie strich das dichte, immer noch lockige Haar aus der breiten Stirn

— eine rothe Narbe wurde sichtbar, eine andere lief quer über die Wange, bis unter den blonden Schnurrbart, der noch sehr jung, sehr schüchtern die keck gewölbte Oberlippe bedeckte . . . Das eine Ohrläppchen aber fehlte vollständig. Herbert hatte schweigend, mit zurückgehaltenem Lachen das wachsende Entsetzen der guten Mama beobachtet — jetzt brach er aber in schallendes Gelächter aus.

„Mama, Du sahst noch nie einen Studenten in der Nähe!“ — sagte er, ihr von neuem die Hände küssend.

„Aber mein lieber, lieber Junge, muß das sein?“ —

„Ich komme nicht anders durchs Leben.“ —

„Aber Ernst hat nicht eine Schramme im Gesicht.“

„Pah!“ — murrte der junge Raufbold, „Ernst ist ein Philister.“

„Du aber scheinst ein Wütherich zu sein, lieber Junge. Ich denke oft mit Sorge, ja mit Herzensangst an Dich.“

„Ja, ich tauge nicht viel,“ stimmte Herbert, von plötzlicher Reue erfaßt, bei, „das Studiren will nicht

in meinen Kopf, es nützt Nichts, die Kollegien besuchen, ich komme immer dümmer heraus, als ich hinein ging."

„Um Dein Lernen gräme ich mich nicht, aber um Dein Leben."

„Mein Leben ist ziemlich verlumpt. Es hat Tage gegeben, wo mein Magen im Kolleg so knurrte, daß der Professor mit seinem Vortrag gänzlich aus dem Konzept kam. Weiß der Himmel, wo mein Geld immer hinfliegt!"

Am nächsten Tage, als der Schnee so verlockend glitzerte, gingen die beiden Brüder nach Schönitz, um alle ihre alten Freunde zu besuchen. Ernst kam pünktlich zur vorhergesagten Stunde wieder und ging in sein Zimmer, um zu arbeiten. Herbert, so sagte er, sei mit den jungen Offizieren in das Kasino gegangen.

„Und bis er mit allen Brüderschaft getrunken hat," schloß Ernst lächelnd, „können wohl einige Stunden vergehen."

Zum Abendessen war Herbert nicht da. Der Major, welcher Ordnung über Alles liebte, sah sehr finster aus. Es wurde spät — schon hatte der Knecht,

der wartend mit der Laterne im Hofe patrouillirte, die Geduld verloren und hatte das Thor zugeschlossen. Man begab sich zur Ruhe. Der Major konnte nicht schlafen. Er ließ das Licht brennen und sah ununterbrochen nach der Uhr, so daß er ganz genau wußte, daß es ein Uhr und drei Minuten war, als der Kettenhund anfing zu bellen und Jemand leise, aber nachdrücklich an das Hofthor pochte, bis Laternenschein vor den Fenstern sichtbar wurde und das Thor knarrte.

Am nächsten Morgen erschien der Sünder etwas spät und verlegen beim Kaffee.

„Ich habe Euch heute Nacht doch nicht gestört?“ fragte er.

„Wo bist Du gewesen?“

„Mein alter Schulfreund, der Großenberg, der jetzt Lieutenant bei den Ulanen ist, lud mich ein, den Abend mit ihm und einigen Kameraden zu verbringen.“

„Ist Euch die Zeit bis zwölf nicht etwas lang geworden?“ fragte der Major scharf.

„Nein,“ versetzte Herbert, sehr roth, aber mit seinem unverwüstlichen Lachen, „wir merkten kaum, wo sie hinging. Wir haben Karten gespielt.“

„So, so. Spielst Du häufig Karten?"

„Hin und wieder."

„Und Du frägst noch, wo Dein Geld hingeht?"

Herbert schwieg. Er war den Tag über nicht so sorglos wie sonst, vermied es, mit dem Vater allein zu sein, und ging gleich nach dem Mittagessen planlos in den Wald. Jedoch nach einiger Zeit kehrte er wieder, holte sich seine Schlittschuh und wanderte nach dem Teich, der unterhalb des alten Schlosses lag und dessen spiegelglatte, blauglänzende Fläche die alte Knabenpassion in ihm erweckt hatte. Als er an den Teich kam, blieb er unwillkürlich stehen. Der Himmel leuchtete so strahlend blau durch das dunkle Geäst der Linden und aus seinem Mauerkranz erhob sich das alte Kloster pittoresk, als hätte es ein geschickter Zeichner mit brauner Sepia auf den grünschimmernden Hintergrund des Tannenwaldes hingemalt. Als er seine Schlittschuhe befestigt hatte und das Eis betrat, sah er drüben aus einer Mauerpforte eine dunkle Gestalt treten, rasch die Stufen hinabeilen und dann in gebückter Stellung am Ufer des Teiches verweilen. Doch bald richtete sie sich auf, sprang auf das Eis

und beschrieb einen großen Bogen auf der blanken Fläche.

Der Student stieß einen Jubelschrei aus, warf sein grünes Mützchen in die Luft, machte ein paar Riesenschritte und war bereits neben der Schlittschuhläuferin.

Sie war ein Mädchen, dessen Alter schwer zu bestimmen gewesen wäre. Sie hatte die Haltung und den Ernst einer erwachsenen Dame, aber das kurze Kleid und die lang herabfallenden Haarflechten eines Kindes. Die Gestalt war groß, schlank, aber noch nicht formirt, das Gesicht hingegen, von dunklem Kolorit, blickte frauenhaft würdevoll aus der schwarzen Sammetkapuze hervor. Sie nahm nur zögernd die Hand aus dem Muff, als er ihr beide Hände hinhielt, und ihr Blick musterte ihn mit kritischer Strenge.

„Also das ist ein Student," sagte sie dabei ernsthaft.

„Und das ist ein großes Fräulein!" versetzte der junge Mann fröhlich, „Du bist in diesen zwei Semestern eine Elle gewachsen, Cousine Dolores."

„Ich werde vierzehn Jahr. Da darf ich wohl lang sein.“

„O, Du darfst Alles. Bist Du die ganze Zeit hier in Altenkloster gewesen? Wahrhaftig, Dolores?“

„Natürlich. Wo sonst?“ versetzte sie kurz.

„Nun, in Starffeck!“

„Davon verstehst Du Nichts,“ versetzte sie mit geringschätziger Miene.

„Aber was thust Du hier, Du junges Ding, unter lauter hundertjährigen alten Jungfern?“

„Ich warte auf die Zeit, daß ich selbst eine hundertjährige Jungfer sein werde,“ versetzte das Mädchen mit ironischer Kühle.

„Du? Du? — Willst Du nicht lieber heirathen und glücklich sein?“ — er zeichnete, während er so sprach, mit seinem Stock auf dem Eise herum, und er erröthete leicht, „es ist doch nicht schön, sein Leben im Kloster zu verbringen. Du mußt Dich verheirathen, willst Du nicht?“

„Ja — gerne!“ versetzte das Mädchen, und blickte mit ihren großen Augen zum Himmel empor, „aber mich wird wohl nie Jemand haben wollen.“

Er sah sie unruhig an.

„Ich hoffe, es holt Dich Niemand fort," sagte er endlich.

„Weshalb hoffst Du das?" fragte sie finster.

„Weil — weil — aber so komm doch, Dolores, gieb mir die Hand, wir wollen ein wenig laufen."

Sie that es schweigend. Rasch und sicher glitten sie über die glänzende Eisbahn hin.

„Und so bist Du hier, weil Deine Großmama todt ist und weil Du Starffeck nicht leiden kannst?"

„Ich bin hier, weil ich ein Recht dazu habe, hier zu leben."

„Aber was thust Du den ganzen Tag? Langweilst Du Dich nicht tödtlich? Bist Du nicht oft sehr traurig?"

Sie biß sich auf die Lippen.

„Was thust Du in Göttingen?" fragte sie dagegen, „studirst Du? Langweilst Du Dich? Trinkst Du von früh bis spät Bier?"

Er lachte.

„Ich studire nicht, ich langweile mich nie, ich

trinke kein Bier! So! Nun antworte Du mir ebenso genau!"

„Lasse mich in Frieden mit Deinen Fragen. Es geht Dich gar Nichts an, was ich hier thue."

Wieder sah er sie unruhig, bittend an.

„Du bist aber oft traurig, Dolores, Du willst es nur nicht gestehen. Siehst Du, ich bin auch manchmal sehr verzweifelt — über mich, über alle Welt. Ich mag es aber nicht gestehen. Nur Dir habe ich es immer gesagt: Weshalb kannst Du mir nicht Deinen Kummer klagen?"

Sie zuckte die Achseln.

„Ich hab' keinen Kummer," sagte sie, die Zähne fest zusammenbeißend. Nach einer Weile, während welcher sie schweigend mit mechanischer Geschicklichkeit neben einander hinliefen, griff Dolores verstohlen nach ihrem blauen, wehenden Schleier und zog ihn sich über das Gesicht.

„Das hast Du nicht nöthig, ich sehe doch, daß Du weinst," sagte ihr Begleiter.

„Ich friere. Ich will hineingehen."

„Laß mich Dir die Schlittschuhe abschnallen. Hier ist ein Baum."

Sie nahm seinen Ritterdienst mit würdevoller Gelassenheit entgegen. Vor ihr niederknieend löste er die Riemen und blickte dabei zu ihr empor.

„Dolores, weshalb magst Du mich nicht leiden? — Weshalb bin ich Dir so zuwider?" — fragte er, „ist es, weil ich solch ein Lump bin? Aber andere Mädchen wissen das auch und mögen mich doch gern. Mir liegt wenig daran, aber es ist so. Ihr Frauenzimmer seid so kuriose Geschöpfe, das habe ich schon bemerkt. Die, welche wir nicht mögen, laufen uns nach, und die, denen wir gut sind, mögen uns nicht."

„Dann mußt Du mir sehr gut sein!" sagte der Backfisch, ruhig, beinah grübelnd.

„Das bin ich auch, Dolores," versetzte er, aufspringend, „siehst Du, wenn ich im Voraus wüßte, daß jemals eine Zeit kommen würde, wo Du mich lieb haben wirst, ich würde viel besser sein, ich würde vorwärts streben und arbeiten — um Deinetwillen. Und dann würde ich eines Tages kommen und Dich aus dem Kloster holen und versuchen, Dich sehr glücklich

zu machen, und wir würden uns heirathen! Denke Dir, Dolores, solch ein Ziel immer vor Augen zu haben.... Dolores, was denkst Du? Was sagst Du?"

„Ich mag Dich nicht heirathen," versetzte sie einen Schritt zurücktretend und streckte abwehrend die Hand aus.

Sie lief nicht fort, sie gerieth nicht in Verlegenheit; wie sie als Kind dazustehen pflegte, aufrecht, stumm, mit einer gewissen pathetischen Grandezza, so stand sie auch jetzt da und sah ihn mit ihren ruhigen, nachtschwarzen Augen würdevoll an. Und er stand vor ihr in seiner schmucken, phantastischen Studententracht, tief erröthend, treuherzig und bittend.

„Dolores, magst Du den Ernst lieber als mich?" —

„Ich mag Keinen von Euch Beiden, wenn Du es wissen willst, aber immerhin ist Ernst noch mehr werth als Du. Wenn ich jemals heirathe, muß mein Mann hundert Meilen weit von hier leben. Hier hasse ich Alles."

„Ich will Dich tausend Meilen weit fortbringen — wenn's weiter Nichts ist."

„Du? Und wo nimmst Du das Geld her? Glaubst Du, daß ich einen Mann heirathen möchte, der die ganze

Nacht hindurch Karten spielt und den Offizieren fünfhundert Thaler schuldig bleibt?"

„Recht so, Dolores!" rief hier eine schrille Stimme aufgebracht dazwischen, und hinter dem Baum hervor trat eine ältere Dame in faltigem schwarzen Mantel, Pelzkapotte und einem riesengroßen Muff, aus dem ein dünnes, grünseidenes Schnürchen an das metallene Halsband eines kleinen, langhaarigen Pintschers lief.

Herbert Starff fuhr herum. Er war feuerroth geworden.

„Junger Herr," begann die Dame streng, „es freut mich, daß Ihnen die Kleine auf Ihre unziemlichen Worte eine so passende Antwort gab. Wie dürfen Sie es wagen, die Seele dieses unserem Schutze übergebenen Kindes mit Heirathsgedanken zu vergiften."

„Ich bin Eurem Schutze nicht übergeben," sagte Dolores stolz, „ich kann thun, was ich will."

„Und ich weiß jetzt, wer meine Cousine gegen mich aufhetzt," sagte der Student aufgebracht.

„Aufhetzt?" wiederholte die alte Dame entrüstet, „denken Sie wirklich, daß wir nöthig hätten, sie vor Ihnen zu warnen? Das thun Sie selber, mein

Bester. Ihr Lebenswandel — Ihre Aufführung ... oder ist das etwa nicht wahr, was Dolores Ihnen vorwarf? Leugnen Sie doch, wenn Sie können! — Sie brechen Ihrem Vater das Herz und wer wird die Schulden bezahlen, die Sie gemacht haben?"

„Man scheint hier außerordentlich gut und rasch von allen, auch den märchenhaftesten Weltereignissen unterrichtet zu sein," versetzte Herbert zornig, indem er kaum merklich grüßte und dann auf seinen Schlittschuhen wie der Pfeil vom Bogen über den Teich zurückglitt.

Drüben am andern Ufer löste er seine Schlittschuhe und ging nach Hause. Seine freudige Sorglosigkeit hatte eine schwere Erschütterung erlitten. Stiller als sonst, zerstreut und verstimmt saß er im Wohnzimmer vor dem brennenden Kamin und starrte in die Flammen, bis seine Mutter zu ihm trat und ihn besorgt ansah:

„Was fehlt Dir, Liebling?" fragte sie, „Du bist so verstimmt. Der Lieutenant Großenberg war hier und fragte nach Dir, aber Du warst nicht zu finden."

„Er wird schon wiederkommen," versetzte Herbert gleichgültig und erhob sich, „wirst Du heute Abend einen Weihnachtsbaum anzünden und eine Bowle brauen, Mama?"

„Ja, ja . . . aber es macht mir Sorge, daß Du — ich meine der Großenberg . . . er sah so unangenehm aus, Herbert."

„Machst Du mich für seine Nase verantwortlich?" versetzte Herbert leichthin, „ich habe sie nicht geschaffen!"

Der Baum brannte hell und die Bowle war gut, auch viele angenehme Ueberraschungen zierten den Weihnachtstisch. Man saß lange zusammen, der Major war redseliger und heiterer als sonst und erzählte Geschichten aus seinem Kriegsleben. Herbert, der sonst solchen Dingen mit Vorliebe zuhörte, saß heute sehr theilnahmslos daneben.

„Da macht man doch auch manchmal gute Erfahrungen," sagte der Major, „damals, Anno 13, borgte ich einem meiner Kameraden, der in der äußersten Verlegenheit war, dreihundert Thaler, die ich mir erspart hatte. Ich sah weder ihn noch das Geld wieder und gab letzteres ganz auf — und nun stellt

Euch vor, da bekomme ich heute einen Brief von ihm aus Schwaben, und er schickt mir seine Schuld mit sammt den Zinsen wieder!"

„Ah, das war der dicke Geldbrief, der mit der Post ankam?" sagte die Mutter, „es muß viel Geld darin gewesen sein. Seit jenem Einbruch in Schönitz bin ich immer etwas ängstlich — und Du hast keinen feuerfesten Schrank."

„Nun, nun, mein Schreibtisch ist sicher und überdem weiß außer uns Niemand um die Sendung."

„Du irrst Dich Vater," bemerkte hier Ernst ruhig, „der Diener war im Zimmer, als der Briefträger kam. Solche Leute sind immer schwatzhaft. Drüben im alten Kloster werden die Damen wieder Stoff zum Reden haben," fügte er lächelnd hinzu.

Herbert saß schweigsam und verdrossen daneben, endlich erhob er sich und nahm sein Licht.

„Es ist halb zwölf," sagte er dabei, „laßt Euch die Zeit bis zwölf nicht — lang werden!"

„Wir gehen Alle," sagte die Mutter. Auch Ernst war dabei, so erhob man sich. Als Herbert seinem Vater gute Nacht wünschte, sagte er etwas hastig:

„Kannst Du mir Geld geben, Vater?“

„Nein,“ sagte der Major kurz, „iß aus, was Du Dir eingebrockt hast.“

Der junge Mann wandte sich um und ging fort.

Bald waren alle Lichter gelöscht und das Haus lag still unter den beschneiten alten Fichten da.

Major Starff mochte zwei Stunden geschlafen haben, als er plötzlich auffuhr und sich verstört umblickte — ein Geräusch, als habe Jemand etwas Schweres fallen lassen oder eine Thüre zugeworfen, hatte ihn aufgeweckt. Was konnte es sein? Er sprang auf, zog einen Schlafrock an und ging die Treppe hinab. Der polternde Lärm war gerade aus seinem unter dem Schlafzimmer befindlichen Arbeitszimmer gekommen. Er öffnete leise, aber rasch die Thüre und blieb wie gelähmt stehen. Auf seinem Schreibtische brannte ein Licht, die mittelste Schieblade hing halb herausgezogen ins Zimmer, vor dem Schreibtisch aber stand sein Sohn Herbert und hielt etwas in der Hand — es waren Geldscheine. Leichenblaß im Gesicht, mit wild funkelnden Augen starrte er den Vater an, als sähe er ihn nicht. Den alten Mann

aber erfaßte ein Schwindel. Er taumelte und griff nach einer Stütze.

„Also so tief bereits gesunken!“ stöhnte er.

Herbert griff sich an die Stirn.

„Ich werde wahnsinnig!“ murmelte er, dann bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen und blieb so regungslos stehen.

„Lange, lange herrschte tiefes Schweigen. Als Major Starff endlich sprach, klang seine Stimme rauh und heiser:

„Nimm das Geld. Ich schenke es Dir — es soll Dir ermöglichen für immer aus meinen Augen zu verschwinden. Zwischen uns beiden bleibt dies Geheimniß ruhen. Die Starffs sollen nie erfahren, daß Du der Erste warst, der einen Flecken auf unseren Namen brachte. Wenn man mich fragt, wohin Du verschwunden bist, werde ich sagen, Deine Schulden hätten Dich nach Amerika getrieben. Geh jetzt!“

Herbert zögerte einen Augenblick. Dann ging er schweigend hinaus. Niemals sah ihn das Auge des Vaters wieder. Das Geld aber hatte er liegen lassen, wo es lag.

Siebentes Kapitel.

Die Welt geht aber nicht unter und die Zeit bleibt nicht still stehen, um eines verzweifelnden Menschen willen. Ueber einer Lücke schließen sich die Wellen des rastlos weiterstrebenden Alltagslebens und ehe man sich's versieht, ist es Alles schon gewesen, was momentan Aller Gemüther in Aufregung versetzte. Andere Ereignisse drängen sich dazwischen — der Verschwundene wird vergessen.

Heute, nach vierzehn Jahren, spricht Niemand mehr von Herbert Starff, dem leichtsinnigen Taugenichts, den plötzlich ans Tageslicht gekommene Riesenschulden zur Flucht nach Amerika getrieben hatten.

Ein wundervoller klarer Maitag war es, und die Welt ringsum leuchtete in besonders glänzenden Farben, da hatte sich ein junger Mann, mit Pinsel,

Palette und Mappe bewaffnet, an den Rand eines jungen, wogenden Kornfelds in den Schatten einer Esche gesetzt, von wo aus man eine gar prächtige Aussicht auf Schloß Starffeck hatte, dessen Thürme aus den alten Eichen des weitläufigen Parkes hervorschimmerten und sich im klaren Wasser eines Schwanenteiches spiegelten.

Die Esche stand wie ein Grenzzeichen auf einer kleinen Anhöhe. Hier oben wehte ein warmer Wind, zirpten unzählige Grillen am Rasenhang und zogen die Schwalben ihre weiten Kreise durch die Luft.

Der junge Mann war den vom Dorfe heraufführenden sandigen Feldweg gekommen, er hatte die Rasenbank unter der Esche gesehen und sich nach einiger Umschau darauf gesetzt. Sein volles kastanienbraunes Haar, welches sich bis in den Nacken lockte, seine braune Sammetkleidung mit dem rothen, lose geknüpften Halstuch unter dem breiten, weißen Kragen, deuteten darauf hin, daß er die Kunst zu seinem Beruf mache. Er war sehr schön, kraftvoll, gesund, mit kohlschwarzen glänzenden Augen, lebhaftem Kolorit und beneidenswerth weißen, blitzenden Zähnen unter

einem ſtarken dunklen Schnurrbart. Wie er in läſſiger Stellung, gedankenverloren auf dem niedrigen Raſenſitz ſaß, den Pinſel in der herabhängenden Hand, das Auge auf das Bild zu ſeinen Füßen gerichtet, hätte er ſelbſt ein ſchönes Modell zu einem Bilde voll ſüdlichen Feuers abgegeben.

Hinter ihm wogte und wallte das Kornfeld, deſſen Aehren, noch graugrün und ſchüchtern aus den Halmen lugten. Wie ſie ſich kniſternd durcheinanderdrängten, klang es wie das Kichern der Elfen. Immer wilder hoben und ſenkten ſich die grünen Wellen, immer neugieriger bogen ſich die Halme vor, bis ſie die Schulter des Sitzenden berührten und ihm auf die Arbeit zu blicken ſchienen, um im nächſten Augenblick in wilder Flucht zurückzuweichen und in einander zu verſinken und durcheinander zu tauchen — zu liſpeln und zu ſchwatzen, als hätten ſie eine große Entdeckung gemacht.

Das war aber auch der Fall, denn wer erwartet von einem Menſchen, der mit Pinſel und Palette bewaffnet iſt, etwas Anderes als ein Bild? — Aber davon war nichts zu ſehen. Der junge Mann, der

sich jetzt wieder emsig über seine Arbeit beugte, — schrieb!

Es war den neugierigen Roggenähren wirklich nicht zu verdenken, wenn sie sich schon im nächsten Augenblick Alle wieder über seine Schulter neigten.

„Ich zweifle nicht daran, daß es mir gelingen wird, in diese Festung einzudringen," wurde eilig mit Bleistift auf ein ausgerissenes Notizbuchblatt geschrieben, „aber ich zermartere noch mein Gehirn, wie ich mich in derselben behaupten werde, und doch wird und muß es geschehen, so wahr ich Waldau heiße. Heute früh sah ich den Engel, von dem ich Dir gestern schrieb, in der malerisch gelegenen Dorfkirche wieder. Ich zweifle nicht daran, daß sie mich bemerkt hat und sich gewiß eben das hübsche Köpfchen darüber zerbricht, wer der fremde junge Sammetrock unter all den würdigen Bauern wohl sein könne. Sie hat ein Paar braune Rehaugen, vor deren Blick ein Rothkäppchen die ihrigen senken muß — ein Himmel arglosen Vertrauens liegt darinnen!

„Ich habe mich den Tag über zeichnend herumgetrieben, bis ich sie mit ihrer Tante ins Dorf gehen

sah. Nun habe ich mich auf den Weg gesetzt, den sie zurückkommen werden. Alles Andere wird sich finden. Da sehe ich sie schon von Weitem. Die Tante mit ihrem grauseidenen Sonnenschirm, im grauen Foulard-kleide, die junge in einem rosenrothen Battistkleide, mit einem Schäferhut, von welchem rosenfarbene Bänder herabfallen, darunter ein weiches, rundliches Kindergesicht, zart, rosig, lieblich — ich gestehe es, ich fühle mich beschämt, erniedrigt und komme mir vor, wie ein Betrüger —"

Hier wurde das Blatt eilig ins Notizbuch zurückgelegt und dieses in die Brusttasche gesteckt. Die beiden Damen waren jetzt so nahe gekommen, daß man die klare Stimme des jungen Mädchens deutlich sagen hörte: „O, sieh nur, Tante Charlotte, dort oben sitzt er schon wieder!"

Die gute Tante trippelte etwas athemlos die Anhöhe heran — sie hatte auf die angenehme Rasen-bank unter der Esche spekulirt und sah ihre Hoffnung vernichtet — aber nein, dieser junge Fremde erhob sich bereits artig, räumte seine Sachen bei Seite und grüßte sehr höflich.

Die Tante erwiderte den Gruß sehr freundlich, das junge Fräulein sah den Fremden mit unverstellter Neugierde an.

„Ich bitte die Herrschaften um Entschuldigung," begann er, den breiten Filzhut noch in der Hand, „sicherlich wollten sich die Damen auf diese Bank setzen . . . ich entferne mich augenblicklich."

„Ich bitte, mein Herr, bleiben Sie. Ich werde mich ein wenig setzen und Ihnen dann den Platz überlassen. Sie malen? Nun, sehen Sie, das ist ja charmant. Darf man bewundern?"

Die gute Dame sprach ebenso arglos wie die Jüngere aussah.

„Nein, nein!" versetzte der Maler rasch „so unbescheiden war ich nicht, einen künstlerischen Diebstahl zu begehen. Die Aussicht ist freilich verlockend, aber ich hatte doch nicht gewagt, Schloß Starfeck meiner Sammlung deutscher Schlösser beizufügen, ohne mir hierzu erst die Erlaubniß der Herrschaften zu holen."

„Das nenne ich superfeines Zartgefühl," rief die Tante, die Hände zusammenschlagend, nicht wahr, Dosy?"

Dosy lachte übers ganze Gesicht vor Vergnügen.

„Das muß belohnt werden!“ fuhr die alte Dame lustig fort, „ich will sie auf einen Punkt führen, von wo aus sie das Schloß wahrhaft malerisch dastehen sehen. Jener waldige Berghang dort, mit seinem rothbraunen, zerklüfteten Felsgeröll bildet dann den Hintergrund, und im Wasser spiegelt sich ein Theil des Schloßes. Wie würde Ihnen das gefallen?

Der junge Mann verneigte sich tief.

„Zu viel Güte, die ich nicht verdient habe,“ sagte er ernst und aufrichtig.

„Dazu müßten wir den Herrn freilich durch den Park führen . . . was meinst Du Dosy? Es ist jetzt vier Uhr!“

„O, natürlich bin ich bereit!“

„Darf ich, ehe ich so viel Freundlichkeit annehme, nicht meinen Namen nennen?“ sagte der Maler, eine Visitenkarte aus seiner Mappe ziehend. „Lancelot Waldau“ stand darauf.

„Aber welch ein poetischer Name!“ rief Fräulein Dosy, „machen Sie eine Fußreise?“

„Ja, Baronesse,“ versetzte er, ihrem vollen

offenen Blick ausweichend. Sie hatte eine eigenthümliche Art, die Leute anzusehen, dieses Fräulein Dosy, so geradeaus, so mit ganzer Seele, wie ein gutes Kind der Mutter herzhaft in die Augen blickt.

„Ich habe Sie schon gestern in der Kirche gesehen!“ begann sie wieder, „ich habe mich so gewundert, wer Sie sein könnten. Sind Sie schon lange hier?“

„Seit drei Tagen wohne ich im Gasthof und durchstreife die Gegend.“

„Und wohin gehen sie von hier aus?“

„Ich habe noch keinen Plan. Wohin mich mein Fuß trägt. Das Skizziren von Landschaften ist eine Erholung und Ferienarbeit für mich — eigentlich bin ich Genremaler.“

„Porträtiren Sie?“ fragte die alte Dame schnell.

„Ja.“

Tante und Nichte wechselten einen Blick. „Wenn Sie uns doch die Skizzen sehen ließen!“ bat Dosy endlich. Dieser lieblichen Bittstellerin war schwer zu widerstehen. Waldau öffnete seine Mappe und gab seine vielen, genialen Skizzen dem wohlwollenden Urtheil der Damen preis. Sie waren entzückt, ein

Wort gab das Andre und so geschah es denn, daß er, als sie endlich schieden, die Aufforderung erhielt, sich morgen, bei günstiger Beleuchtung einzufinden, um die Aufnahme des Schlosses zu machen.

„Er sieht so nett aus — nicht Tante?“ frug Dosy, sowie sie mit ihrer Begleiterin allein war, „und was denkst Du? Ob Mama Eugen von ihm malen läßt?“

Waldau konnte die Antwort nicht mehr verstehen. Er ging langsam dem Dorfe zu. Hier ging er in den großen, sauberen Gasthof, stieg hinauf in sein Zimmer, holte das Notizbuch hervor und fügte dem beschriebenen Blatt noch einige Zeilen hinzu.

Dann steckte er das Blatt in ein Couvert, adressirte, und warf es dann in einen dem Gasthofe gegenüber hängenden Briefkasten.

„Herr Waldau,“ redete ihn die dicke Löwenwirthin an, als er wieder in die Thüre treten wollte. „Der Herr Postinger vom Schlosse wartet drinnen in der Wirthsstube auf Sie.“

„Und wer ist der Herr Postinger vom Schlosse?“ fragte Waldau.

„Nun, da fragen Sie mich eigentlich zu viel," kicherte die behäbige Frau, „ein wirklicher Doktor ist er nicht, obgleich sie ihn so nennen. Es ist eben einer von den Vielen, die dort oben ihr Schäfchen ins Trockne bringen, weil sie es verstanden haben, sich dem Baron Eugen unentbehrlich zu machen," ihre Stimme sank zum vertraulichen Flüsterton, „ja, sehen Sie, anfangs, d. h. vor zwanzig Jahren, da fing er für den Baron Eugen Schmetterlinge — blaue, rothe, gelbe, grüne — weiß der Himmel, wo er sie zusammensuchte, aber man sah ihn immer auf den Knieen irgend einen Rasenhang hinaufrutschen mit seinem großen Netz. Späterhin kam er auf den Einfall, das Schloß sei ungesund, und da er unendlich viel von Thongrund und Lehmgrund und Untergrundwasser zu reden verstand, schickte ihn die Gnädige auf Reisen, er solle das Fleckchen Erde ausfindig machen, wo Alles vereinigt sei, was unser junger Herr zur Gesundheit brauche. Nun, das hat er natürlich nie gefunden, hat aber bei der Gelegenheit ein hübsches Stückchen Welt gratis gesehen. Nun und jetzt? Jetzt ist er Vegetarianer geworden und nennt sich den Haus-

arzt. Unter uns gesagt, Herr Waldau, das wird eine kuriose Sache, wenn unser junger Baron nur erst einmal der selbstständige Herr von Starffeck ist!"

„Aber wenn er, wie Sie sagen, vierundzwanzig Jahre alt ist, so muß er das doch längst sein."

Wieder kicherte die muntere Frau, hielt sich die Schürze vor den Mund und stieg dann rasch die Treppe hinauf.

Waldau trat in die Wirthsstube, welche heute ausnahmsweise leer war. Nur am Fenster stand ein kleiner, magerer Mann mit einem langen, pockennarbigen, sommersprossigen Gesicht und einem noch längeren röthlich grauen Kinnbart. Er trug eine Brille mit viereckigen Gläsern und einen weiß und braun karrirten Anzug.

„Sie wünschten mich zu sprechen?" sagte Waldau.

„Gehorsamer Diener, Herr Waldau!" versetzte der kleine Herr, sich verneigend, „ich komme im Auftrage der gnädigen Baronin, welche Sie ersuchen läßt, wenn's gefällig ist, doch den Thee im Schlosse zu nehmen. Der junge Baron interessirt sich lebhaft für Ihre Sammlung deutscher Schlösser."

„Allzu liebenswürdig," sagte Waldau höflich.

Der kleine Herr blickte ihn durch seine viereckigen Augengläser mit prüfender Schärfe an. Dann nahm er die Brille ab und putzte sie sorgfältig, ehe er sie wieder aufsetzte. Die Sage ging, daß er ohne dieselbe viel besser sähe, als mit ihr, sie aber trage als Zeichen dafür, daß er sich durch anhaltendes Studium die Sehkraft geschwächt habe.

Waldau besann sich nicht lange. Er bat sich zehn Minuten Zeit aus, um Toilette zu machen, und begleitete dann den Doktor nach dem Schlosse. Er hatte, noch ehe sie das Parkthor erreichten, die ganze Familiengeschichte, die ihm übrigens die Löwenwirthin schon zweimal erzählt hatte, zu hören bekommen. Nach den Reden des bebrillten Vegetarianers mußte man annehmen, das ohne ihn Schloß Starfeck längst eine Ruine wäre, und seine Bewohner im Grabe liegen müßten. Es war klar zu sehen, daß Baronin Mathilde sich ohne den Rath und Beistand „meiner Wenigkeit" aus keiner Geschäftsangelegenheit herausfinden, daß Baron Eugen ohne desselbigen Ueberwachung keine Krankheit überstehen konnte. — „Und er ist leider

meistens krank, mit Ihrer Erlaubniß. Aber es ist auch kein Wunder. Von dem, was privatim an ihm herumgedoktert wird, will ich gar nicht reden aber sowie ihm der kleine Finger ernstlich weh thut, da wird telegraphirt nach Nord und Süd, und es ist so zu sagen ein Glaubensartikel, daß ein Medizinalrath, ein Professor und ein Hofrath sein Lager umstehen müssen, — denn, lieber Herr, in dieser niedrigen und gemeinen Welt sind die Titel die Hauptsache" — tiefste Entrüstung klang hier aus der Stimme des heftig erregten kleinen Herrn, „was will ein Mensch ausrichten, der keinen Titel hat? — Von einem simpeln Dorfbarbier umgebracht zu werden, durch eine Dosis Gift, das ist freilich Mord — ein Mord, sage ich Ihnen! Thut aber der Herr Medizinalrath dasselbe, so sagt der Laie salbungsvoll: Er that sein Möglichstes, aber er konnte nicht mehr retten, man hatte ihn zu spät gerufen! Aber still — hier sind wir am Schlosse, ich werde Sie, wenn's gefällig ist, in den Salon führen."

Waldau hatte nur wenig Zeit, die wirklich superbe Front des alten Schlosses, den von mächtigen, ka-

nellirten Säulen getragenen Altan, die breite, von einer Orangerie eingefaßte Freitreppe, die Ueberfülle an blühenden Schlinggewächsen und saftgrünen Epheu zu bewundern, der sich mit zierlicher Ueppigkeit um die Erker und Säulen rankte. Herr Postinger ging eilfertig voraus, sie traten in das Haus und stiegen eine flache, breitstufige Treppe mit schwarz-goldnem Bronzegitter hinan in einem hohen, gewölbten Vorsaal, den schlanke Säulen von poliertem, braunem Stein stützten. Drei hohe, dunkle Bogenthüren mündeten in ihn, der kleine Herr öffnete die der Hausthür gegenüberliegende und ließ den Maler in einen großen mit gediegenener Eleganz eingerichteten Salon treten. Waldau blieb einige Zeit allein. Sein Blick glitt durch offene Balkonthüren in den Park, der soeben in abendlicher, magischer Beleuchtung erstrahlte. Dann wandte er sich den großen Oelgemälden in kostbaren goldenen Rahmen zu, welche die dunkelrothen Wände schmückten. Forschend prüfte er hier den Geschmack und den Kunstsinn des Hauses... er mußte zufrieden sein. Neben einigen Originalen niederländischer und italienischer alter Meister, deren Werth ein kleines

Vermögen repräsentirte, hingen einige vortreffliche moderne Gemälde. Die Thüren zu einem zweiten kleineren Salon standen offen und hier sah er in einer Nische, augenscheinlich mit einiger Bevorzugung ins beste Licht gestellt, eine Kopie der Madonna della Sedia — er trat rasch näher und betrachtete das Bild scharf, als er eine Thüre sich öffnen hörte und das Rauschen einer schweren, seidenen Schleppe vernahm. Er wandte sich um — eine hohe Dame war ins Zimmer getreten und musterte ihn mit einem prüfenden Blick.

„Herr Waldau?" — sagte sie. Er verneigte sich.

„Ich ließ Sie einladen, den Thee mit uns zu nehmen, denn mein Sohn, der sich lebhaft für Malerei interessirt, würde gern die Skizzen sehen, welche meine Schwägerin uns beschrieben hat." —

Der Maler sagte, was Bescheidenheit, Dankbarkeit und Höflichkeit zu sagen vorschreiben, die Dame deutete auf einen Fauteuil, ließ sich selbst mit stattlicher Würde in die Polster des Sophas sinken und begann ein kurzes Examen über seine Herkunft, seine Studien und seine Aussichten. Der Blick ihrer durch-

dringenden Augen schien dabei in seiner Seele lesen zu wollen.

Sie war jetzt eine Frau von fünfundfünfzig Jahren, die einstige schöne Komtesse Eckermann, und sie war in ihrer matronenhaften Würde immer noch schön, wenn sich auch schon viele Silberfäden in das einst so volle, dunkelbraune Haar mischten, welches sie noch nach der Mode ihrer Jugend, in gepufften Scheiteln, trug. Das energisch dunkle Antlitz hatte sich, wie dies bei klassisch geformten Zügen häufig ist, sehr wenig verändert, vielleicht war es voller, die Züge gröber geworden. Ein schwarzer Anflug auf der Oberlippe, ein etwas vorgeschobenes starkes Doppelkinn ließen sie noch männlicher erscheinen, als früher. Ihre Ruhe und Ueberlegenheit waren imposant, weil sie keine einstudirte Attitüde, sondern der Ausdruck ihres innersten Wesens waren. Auch Waldau fühlte sich klein, schwach und machtlos, vor ihrem Blick, der eine lähmende, unfehlbar beherrschende Gewalt ausübte.

„Wir wollen jetzt zu meinem Sohne gehen. Holen Sie Ihre Mappe — wo ist sie?“

„Im Vorsaal,“ versetzte er aufspringend.

„Gut; begleiten Sie mich!“

Sie gingen durch den Vorsaal und traten in ein Herrenzimmer, an welches sich, wie man durch die geöffneten Thüren sah, eine Bibliothek und ein Billardzimmer anschlossen. Da das Schloß mitten im Park stand, so hatte man auch hier soweit es sorgfältig niedergelassene Jalousien gestatteten, den Blick auf grüne Rasenplätze.

Am offenen Fenster saß ein junger Mann in heller Sommerkleidung und rauchte eine Cigarrette, während vor ihm auf einem kleinen Tischchen ein aufgeschlagenes Buch lag. Er wandte den Kopf ein wenig.

„Nun, endlich?“ — fragte er in resignirtem Tone.

„Aber lieber Eugen, in welchem Zugwind sitzest Du ? — rief seine Mutter vorwurfsvoll.

„Schließe die Thür, so wird diesem Uebel abgeholfen sein,“ versetzte er gleichgültig, indem er aufstand und die Verbeugung des Malers mit flüchtigem Kopfnicken erwiderte. „Sie haben mich hübsch lange warten lassen, Herr Waldau.“

„Ich bitte um Entschuldigung, aber —"

„Schon gut, schon gut. Wo ist denn Ihre Mappe, von der mir meine Schwester vorgeschwärmt hat?"

Waldau öffnete dieselbe und legte die Blätter auf den Tisch. Der junge Baron setzte sich auf einen daneben stehenden bequemen Fauteuil.

„Willst Du mir die Decke dort geben, Mama? Du hast doch Recht, es zieht etwas, aber frische Luft ist die erste Bedingung zum Wohlbefinden."

„Fühlst Du Dich unwohl Eugen?" — rief die Baronin erschrocken. Sie trat schnell auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Stirn. Die Frage und die Berührung völlig ignorirend, beugte er sich gefesselt über die einzelnen Blätter, welche Waldau mechanisch aus der Mappe nahm.

„Wirklich recht hübsch!" sagte er dabei. Seine Mutter wiederholte ihre Frage nicht, sie sah ihn noch einmal besorgt an und verließ dann das Zimmer. Waldau blieb stehen. Der junge Baron bot ihm auch keinen Stuhl an. War dies Zerstreutheit oder aristokratischer Dünkel? Dem Maler stieg allmälig das Blut heiß in die Wangen. Er war stolz und stets

geneigt, Höherstehende für hochmüthig zu halten — er war auch verwöhnt, er, Lancelot Waldau, der gefeierte Liebling der Akademie, welche in ihm einen künftigen Stern erblickte! — Aber alles das trat jetzt zurück vor der dringenden Nothwendigkeit, in diesem Hause festen Fuß zu fassen. Er war entschlossen, jede Demüthigung zu ertragen, ja, im Nothfall wie ein hungernder Handwerker um Arbeit in diesem Hause zu bitten. Diesen harten Entschluß zur Durchführung bringen zu müssen, blieb ihm indessen erspart, denn der junge Baron sagte plötzlich, ohne von seiner Besichtigung aufzublicken:

„Dosy hat mehr Kunstsinn, als ich ihr zugetraut hätte. Ich wünschte, Sie blieben einige Tage unser Gast, Herr Waldau, wir könnten mancherlei zusammen sprechen und ich hörte gern Ihr Urtheil über die Bilderschätze, die unser Haus birgt."

„Da ich auf einer Ferienreise begriffen bin, so haben Sie nur über mich zu befehlen, Baron Starff."

„Gut. Abgemacht. Was stellt das hier vor?"

Waldau beugte sich herab und gab seine Erklärungen. Baron Eugen fragte nach einigen Details

seiner akademischen Studien, von denen ihm seine Schwester bereits erzählt hatte, besah alle Skizzen, schien aber von dieser geistigen Arbeit angegriffen zu werden. Sein rasch aufflackerndes Interesse erkaltete allmälig, er begann zu gähnen, sah überdrüssig nach der Uhr und schob die Blätter wieder in die Mappe.

„Es ist unerträglich heiß," und lehnte sich im Fauteuil zurück, „wollen Sie die Güte haben, mir jenes Kästchen mit Cigarretten vom Fenster zu geben? Auch das Buch? — So, danke."

Waldau band seine Mappe wieder zusammen. Er that dies langsam und beobachtete dabei sein vis - à - vis.

Der Majoratsherr von Starffeck war ein sehr schlanker, fast zart gebauter Jüngling, man hätte trotz seiner vierundzwanzig Jahre kaum sagen können: Mann. Er war gut gewachsen, eine vornehme, lässige Eleganz charakterisirte ihn, aber ihm fehlte in Form und Bewegung der Ausdruck der Kraft und Lebendigkeit. Sein Gesicht war edel, regelmäßig, sehr schmal, aber zu frauenhaft fein. Die Haut vom matten, reinen Kolorit des Elfenbein erschien noch blässer durch

das tiefe Schwarz des Haares. Wie mit feinem Tuschpinsel aufgemalt erschienen die Augenbrauen und das abwärts gebogene Schnurrbärtchen auf der zartgewölbten Oberlippe. Das Gesicht wäre sympathisch, das Lächeln, an welchem die langbewimperten Augen mehr Theil hatten als der Mund, wäre liebenswürdig gewesen, hätte nicht Ueberdruß und Resignation den wohlthuenden Eindruck zerstört. Waldau, dem das Blut heiß und rasch durch die Adern rollte, stand verständnißlos vor dieser Verkörperung kühler, matter Langenweile.

„Hätten Sie nun wohl Ihr Studium beendet?“ fragte Baron Starff plötzlich mit sanfter Bosheit, es kann nicht anders bezeichnet werden. Er nahm dabei eine Cigarrette aus dem Kästchen und drehte sie zwischen den Fingern. Waldau fühlte sich ertappt. „Mein Studium?“ wiederholte er verwirrt — „Sie meinen jenes Vernet'sche Jagdbild dort? . . . Ja, ich halte es für ächt. Sicherlich.“

„Und meine Zähne . . . halten Sie die auch für ächt?“

„Entschuldigen Sie, Herr Baron, aber ich habe durchaus nicht —"

„Pah, lassen Sie die Phrasen. Ich will Ihre Neugierde entschuldigen. Mein Gesicht soll merkwürdig sein, so sagen Alle. Es ist auch ein Unikum. In unserer Familiengalerie finden Sie es nirgends wieder. Die Starffs sind alle groß, blond und harmlos, wie die alten Germanen. A propos, da schrieb mir neulich mein Vetter Hermann Starff-Herfeld, er wünsche einige Kopien aus unserer Galerie. Seinen Urgroßvater, der auch der meine war, und so weiter. Ich finde es fabelhaft geschmacklos, Ahnenbilder in frischen Farben gemalt, aufzuhängen, wobei, wenn die Originale bereits unkenntlich sind, der Herr Maler meinem Vorfahr eine Warze auf die Nase dichten kann, die der würdige Herr nie besaß . . . nun aber, das ist Hermanns Sache! — Portraitiren Sie auch?"

„Es ist mein spezielles Fach."

„Ah, das läßt sich ja hören."

„Ich habe hier beim ersten Schritt ins Haus eine meiner Arbeiten gefunden," sagte Waldau rasch,

„die Kopie der Raffaelschen Madonna ist von mir. Mein Name steht auch in einer Ecke auf der Rückseite. Eine Dame bestellte das Bild bei mir."

„Wirklich? Wir erbten es von einer verstorbenen alten Tante im vorigen Sommer. Wenn Sie das gemalt haben, so würde auch ich mich gerne Ihrem Pinsel überlassen, da meine Mutter ein Bild von mir zu haben wünscht. Wir sind uns nur über das Kostüm nicht einig. Als was würden Sie mich malen, wenn Sie das Kostüm zu wählen hätten?"

Waldau fand nicht gleich eine Antwort.

„Als Prinz Kalaf!" sagte er endlich.

„O! Weshalb das? Und wer soll dann die Turandot sein."

„Darüber kann ich keine Auskunft geben!"

Die Idee schien den jungen Mann zu amüsiren.

„Gut. Sie sollen mich so malen, und was die als Pendant nöthige Turandot betrifft — pah, die erste beste hübsche Dame wird sich dazu eignen, denn eine Turandot steckt doch in Jeder!"

„Das läßt auf trübe Erfahrungen schließen."

„Erfahrungen? — Ich? — Und mit Weibern?"

Baron Eugen lächelte mitleidig. „Der Himmel vergebe Ihnen diesen Irrthum! Wenn das meine Mama hörte!“

„Aber woher —“

„Man kann die Welt auch im Spiegel studiren.“

„Im Spiegel?“ Waldau trat unwillkürlich, um einen Blick in den nächsten Pfeilerspiegel zu werfen, als erwarte er dort eine Bestätigung.

Statt einer Erklärung griff Baron Eugen nach dem Buche, welches neben ihm lag, und warf dasselbe dem Maler über die halbe Stube zu. In dieser Art der Ueberreichung lag eine Insolenz, die dem Empfänger eine Zornesgluth in die Wangen jagte. Das Buch war gerade vor ihn auf das Fensterbrett gefallen und er las schweigend den Titel: „Les Crimes de Mlle. Celeste.“

„Sehen Sie wohl?“ fuhr der junge Baronet gleichmüthig fort, „das ist ein solcher Spiegel. Das Zimmer ist voll davon. Man braucht nicht Detektiv zu sein und Nachts selbst verkleidet durch verrufene Stadtviertel zu pilgern, um das Leben der Taschendiebe und Vagabunden kennen zu lernen, und man

braucht nicht in der Crème der Gesellschaft zu schwimmen und Herzoginnen und Gräfinnen zum Diner zu führen, um zu wissen, daß sich unter ihrem holden Lächeln und ihrer einstudirten Naivetät die herzloseste Berechnung verbirgt. Ja, so lange sie im Kloster sind, da sind sie voll heiliger Einfalt — aber das verlernt sich rasch, wenn sie in die Welt treten und einsehen, wie thöricht, wie leichtgläubig die Männer sind. Sie haben —"

Die Thür öffnete sich und die Baronin trat ein, ein Fläschchen in der Hand.

„Um himmelswillen, wie hast Du Dich echauffirt, Eugen! Was ist geschehen?"

„Garnichts," versetzte Eugen gähnend, „ich war nur auf mein Lieblingskapitel, die Frauen gekommen! — Wir haben übrigens festgestellt, daß Herr Waldau hier bleibt. Kannst Du ihm nicht ein Gastzimmer anweisen lassen? Ich denke, er wird sich überreden lassen, Hermanns Auftrag auszuführen."

„Alles, was Du willst, Eugen — —"

„Nur keine Medizin!" fiel ihr dieser abwehrend

ins Wort, denn sie hielt die kleine braune Flasche noch in der Hand.

„Nein — wie kann ich denn?“ versetzte sie, die Hand auf seine Stirn legend, „ich habe Dir ein erwärmendes Mittel gebracht, weil Du im Zugwinde froreſt — und jetzt finde ich Dich heiß wie einen Ofen! Du mußt ein Brauſepulver trinken!“

Achtes Kapitel.

Wieder ging die Thüre auf. Waldau wandte sich rasch um. Sein „Engel" trat in das Zimmer. Jetzt, wo sie den großen weißen Basthut abgenommen hatte, konnte er erst den goldigen Schimmer ihres lockigen Haares, die kindliche Schönheit ihres Gesichtes bewundern. Sie sah viel jünger aus, als sie war.

„Guten Abend, Herr Waldau," sagte sie freundlich, „es ist nett, daß Sie gekommen sind."

„Wo hast Du die ganze Zeit gesteckt, Dosy?" fragte ihr Bruder, dem plötzlich einzufallen schien, daß er sich über sie geärgert hatte, „ich klingelte dreimal — wer nicht erschien, warst Du."

Dosy sah sehr kleinlaut aus.

„Ich war im Park. Was willst Du, lieber Eugen? — Schach spielen?"

„Thorheit. Die Zeitungen suchte ich, die Du irgend wohin verlegt hast."

„Ach! Sind sie fort? Gewiß hat Johann sie mitgenommen! — Aber da sind sie ja, Eugen! Du sitzest auf ihnen!"

Sie sagte das kläglich, durchaus nicht spöttisch, aber ihres Bruders gute Laune ward völlig verdorben.

„Wo sie auch sein mögen, jetzt ist's nun zu spät zum Lesen und auf alle Fälle liegen sie, Dank Deiner Fahrlässigkeit, nicht dort, wo sie hingehören."

„Vielleicht spielst Du gern eine Partie Piquet?" — sagte Dosy bekümmert.

„Vor einer Stunde hätte ich das gern gethan, meine Beste — aber jetzt? Es ist gleich Theezeit."

Dosy blickte kleinlaut aus dem Fenster, — plötzlich hellte sich ihre Miene auf.

„O, lieber Eugen, sieh nur!" — sagte sie begeistert.

„Aber was denn?"

„Die Sonne!"

„Was ist mit ihr?"

„Wie wundervoll sie untergeht!"

Eugen faltete die Hände in stummer Ergebung.

„Es ist wirklich — merkwürdig!“ sagte er dann ironisch, „sehen Sie, Herr Waldau, ich hatte denn doch vorhin Unrecht. Ein Frauenzimmer taugt nicht zum Modell der Turandot und das ist meine Schwester Theodosia! — Hier aber kommt Johann mit der Meldung, daß der Thee servirt ist. Darf ich Dir den Arm reichen, Mama? Wollen Sie meine Schwester führen, Herr Waldau?“

Sie gingen durch mehrere Zimmer, deren Thüren Johann vor ihnen öffnete — bald schloß sich ihnen auch noch ein anderes Paar an, Fräulein Charlotte und Herr Prostinger, welche im Salon gewartet hatten. Dosy nahm auf dem Wege allerhand Dinge mit, die das Fortkommen erschwerten. Erst einen Lichtschirm vom Kamin, dann eine Fußbank unter dem Sopha her, dann eine Decke von einem Stuhl, zuletzt noch ein großes Sophakissen — denn nach allen diesen Sachen konnte Baron Eugen möglicherweise fragen. „Sie ist entweder wirklich ein Engel,“ dachte Waldau, während er sich mit all' diesen Dingen belud,

„oder das raffinirteste kleine Frauenzimmer, das mir je unter die Augen gekommen ist."

Die abendliche Tafel machte einen sehr glänzenden Eindruck. Viel gediegenes Silber war da zur Schau gestellt, am imposantesten blieb aber immer die Erscheinung der Schloßfrau. Tante Charlotte hingegen saß still und bescheiden hinter dem großen brodelnden Theekessel und disputirte mit Herrn Prostinger über medizinische Tagesfragen und strickte, wenn ihre Schwägerin nicht hinsah, an einem langen Strumpf.

Anfang drehte sich die Unterhaltung nur darum, was Baron Eugen essen werde. Es wurden verschiedene Vermuthungen aufgestellt. Als er schließlich grüne Bohnen und Schinken nahm, siegte Tante Lottchens Meinung. Er selbst ließ Alles über sich ergehen und sah gelangweilt aus, war geneigt, an Allem etwas Tadelnswerthes zu finden und sagte, er habe im Zugwind sitzen müssen, weil Dosy vergessen hatte, die Fenster zu schließen.

Die Baronin brachte das Gespräch wieder auf Malerei und hierbei kamen auch die Kopien im Ahnen-

saal zur Sprache. Waldau hatte nicht nöthig, um die Arbeit zu bitten, dieselbe wurde ihm aufgetragen und er ward nach dem Abendessen in ein kleines, in der Nähe des Ahnensaales befindliches Gastzimmer geführt. Seine Sachen waren bereits in demselben untergebracht. So war die Festung leichter eingenommen, als er sich selber gedacht hatte. Aber wie nun weiter?

Im Salon stand unterdessen Herr Prostinger auf einem Stuhl an der Nische und hob vorsichtig das Bild der Madonna herab. Baron Eugen kehrte es um und fand nach einigem Suchen das in eine Ecke gemalte „L. Waldau." mit der Jahreszahl darunter.

„Die Sache hatte ihre Richtigkeit und Mosje Dingsda mag hierbleiben, obwohl ich selten in meinem Leben einen lederneren Menschen sah."

„O nein!" rief Dosy, „er sieht doch eigentlich recht interessant aus und sehr hübsch!"

„Halte Du Deinen vorwitzigen Schnabel! Was nützt mir eine griechische Nase zu meinem Amüsement? Ich verlange einen Funken Mutterwitz. Davon besitzt

er aber so wenig, wie jene Apollo-Statue. Ueberdem reichte er Dir den linken Arm und legte beim Essen die Arme auf den Tisch. Es giebt nichts Nervenangreifenderes als das Betragen eines Halbgebildeten."

„Ja, ja," stimmte Dosy bei.

„Dein ewiges Ja, ja! könnte einen Heiligen um seine Geduld bringen," sagte Eugen, dessen Verstimmung für heute nun nicht mehr zu verbessern war, „ich will zu Bette gehen."

„Willst Du, lieber Eugen?" rief Dosy aufspringend, „ich klingele augenblicklich nach Johann."

„Das wirst Du bleiben lassen. Als ob ich nicht auch ohne Johann zu Bett gehen könnte, wenn ich Lust habe. Gute Nacht!"

Dies war das Zeichen zum Auseinandergehen. Als Eugen in seinem Zimmer angelangt war und nach einigem rathlosen Umhersuchen denn doch zur Ueberzeugung kam, daß er ohne Johanns Hülfe nicht zu Bette gehen könne, öffnete sich die Thür in der Art, wie nur seine Mutter ihren Eintritt zu annonciren pflegte. Der Flügel schlug zurück bis an die Wand. Baronin Mathilde in einem weiten Schlafrock,

dessen Schleppe ebenso majestätisch nachrauschte, wie die des Seidenkleides, trat auf die Schwelle.

Sie pflegte sich jeden Abend davon zu überzeugen, daß ihr Sohn mit Allem versorgt sei, was er zu seinem Wohlbefinden bedurfte.

„Es ist also Dein Wunsch, Eugen, daß dieser junge Mensch hierbleibt und die Bilder für Hermann kopirt?"

„Meinetwegen, Mama. Wo ist die Zeitung? Ich will noch lesen. Wenn der Maler nicht die Dummheit begeht, sich in Dosy zu verlieben, so kann er mich ebenfalls malen, wenn wir seine Fähigkeiten geprüft haben."

„In Dosy?" fragte die Baronin sehr entrüstet.

„Solche Dinge enden immer so, liebe Mama, das weißt Du doch. Wo bliebe sonst die Romantik im Leben? Aber wir können ihn ja fortschicken, wenn wir die ersten Anzeichen merken."

„Eugen, weshalb sind denn Deine Hände so heiß?" fragte die Baronin, die es gänzlich unter ihrer Würde hielt, an die von ihm prophezeite Möglichkeit zu glauben.

„Meine Hände?“ — Ich weiß es nicht, nehme auch nichts mehr ein. Chinapulver, Rhabarber und Eisenpillen bekomplimentiren sich schon in meinem Magen — dazu der fade Thee, den Tante Lottchen für mich für nothwendig hält, dazu die Vorlesungen dieses alten Esels Prostinger über Grahambrot und Salatsuppe, — es ist genug, um einen Gesunden krank zu machen.“

„Echauffire Dich nur nicht, — ich bitte Dich. Ich werde Dir Johann schicken mit den Frottirbürsten. Vielleicht nimmst Du auch noch ein Bad?“ Sie durchschritt das Zimmer und öffnete eine Tapetenthür, welche in ein matt erleuchtetes luxuriöses Badezimmer führte. Die Diele, mit weichem Teppich belegt, war von Marmor. Einige Stufen führten hinab in ein Marmorbassin, über welchem verschiedene Krähne und Brausen angebracht waren.

Ein einziger Blick zeigte ihr, daß auch hier Alles in Ordnung sei. Sie kam zurück. „Nun, gute Nacht,“ sagte sie, und drückte einen weihevollen Kuß auf die Stirn ihres Sohnes, „schlafe wohl. Sagte ich Dir schon, daß die Delavares uns besuchen wollen?“

„Wer?“ rief Eugen, der die Bemerkung fast überhört hätte.

„Graf Delavare mit Familie. Dagobert hat so sehr den Wunsch, Dich wiederzusehen.“

„Wenn ein junger Kavallerie-Lieutenant, den ich acht Jahre lang nicht sah, plötzlich diese Sehnsucht fühlt, so ist mein erster Gedanke: Welche Schulden muß er haben!“

„Eugen, Du bist heute Abend verstimmt und ungerecht. Dagobert ist der solideste junge Mann, den sie drüben in Preußen nur aufweisen können.“

„Ja, woher soll ich denn das wissen?“ fragte Eugen mit matter Verwunderung. „Seit wir als Kinder zusammen spielten, habe ich nichts wieder von ihnen Allen gehört. Was bringt sie auf den Einfall, herzukommen?“

„Attachement an die alte Heimat,“ versetzte die Baronin achselzuckend, „vergißt Du denn, daß Graf Delavare siebzehn Jahre lang Schönbach besaß, ehe er gezwungen war, es zu verkaufen? Seine Kinder sind dort geboren und waren Eure täglichen Spielgefährten.“

„Das weiß ich wohl. Meinetwegen mögen sie Alle kommen. Ich wundere mich nur, daß Du damit einverstanden bist, Mama."

„Weshalb sollte ich nicht?" fragte sie ruhig.

„Ja, dann mußt Du bestimmte Nachrichten drüber haben, daß Komtesse Isabelle entweder bucklig oder imbécile ist."

„Thorheit!" sagte die Mutter würdevoll.

„Was? Es ist nicht der Fall?" rief Eugen, „dann muß ich sagen, verstehe ich Dich nicht. Als im Winter unsere vierzigjährige Cousine Klara sich auf einige Wochen anmeldete, hast Du ihr Kommen verhindert, aus Besorgniß, ich könnte mein Herz an sie verlieren und Dosy's heimliche Liebe zu Fräulein von Braunsfels darf nicht die Form einer Freundschaft annehmen, weil das hübsche Kind meinem Herzen gefährlich werden könnte. Und jetzt ladest Du eine lebendige Komtesse von zweiundzwanzig Jahren ein, etliche Wochen hier zu verbringen? — Ich sage Dir im Voraus, daß ich mich verlieben werde."

„Und was wäre das für ein Unglück?" fragte

die Baronin mit souveräner Ruhe. „Glaubst Du, daß ich Dich fürs Kloster erziehe?“

Dabei aber segelte sie aus dem Zimmer, die Thür nachdrücklich schließend.

„Gütiger Himmel!“ murmelte Eugen, die herabgefallene Zeitung wieder aufhebend, „wo blieb mein blöder Verstand? Jetzt erst wird mir's, wie mit einem Zauberschlage klar, weshalb meine Mutter die Beziehungen zu dieser Familie nie ganz fallen ließ. Die Delavares haben ihr von jeher imponirt. Sie vergißt nur, daß Fräulein Bellie mittlerweile eine Weltdame geworden ist, und — sie müßte nicht die Tochter ihrer Mutter sein — eine raffinirte Hexe. Wir kennen das und werden uns vorsehen!“

Während Eugen dies Selbstgespräch hielt, saß seine Mutter allein in ihrem Zimmer, einem großen, etwas düsteren Gemach mit gewölbter, feuerfester Decke. Und das war auch nöthig, denn in diesem Raume sah es aus wie im Bureau eines Beamten oder Bankiers. Eiserne Schränke, Stellagen, die mit Akten vollgestopft zu sein schienen, ein mit Wachstuch bezogener Zahltisch und ein großer Schreibtisch zeigten

an, daß hier der Centralpunkt sei, von dem sich die Thätigkeit dieser rastlos arbeitenden Frau ausbreitete. In der That führte sie alle Geschäfte selber, hatte das einst so bedenklich angegriffene Vermögen in diesen dreißig Jahren um das Doppelte vermehrt und war die Stifterin mehrerer kühner Unternehmungen, zu deren Ausführung all' die männliche Energie und Umsicht gehört hatte, deren sie fähig war. Es gehörte hierzu die Ausbeutung eines auf Starffecker Gebiet befindlichen, vor etwa zehn Jahren entdeckten großen Braunkohlenlagers, dessen Ertrag jetzt zu den bedeutendsten Einkünften des Gutes gehörte. Baron Werner hatte das Alles nicht mehr erlebt. Er starb an einem chronischen Herzleiden, als Eugen sieben Jahre zählte, und konnte die Erde mit dem tröstlichen Bewußtsein verlassen, daß sich seine Frau auch ohne ihn forthelfen könne. Seine Geschäfte — die längst nicht mehr die seinen waren — Eugens Erziehung und Zukunft, das konnte er Alles getrost ihren Händen überlassen, die unermüdlich schafften und regierten.

„Prinz Eugen," wie ihn seine Verwandten scherzweise nannten, war zwar der anspruchsvollste, ver-

wöhnteste und unausstehlichste Schlingel dieses Jahrhunderts, aber immer ein guter Schüler gewesen. Er lernte spielend und mit Interesse. Seine zarte Gesundheit machte häufige Pausen in seinen Studien nothwendig und trotzdem blieb er nicht hinter seinen Altersgenossen zurück, bestand alle Prüfungen und bezog schon mit neunzehn Jahren, sehr zum Erstaunen seiner Bekannten, die Universität. Seine Mutter lächelte siegessicher, dann bestellte sie ihr Haus und — siedelte nach Bonn über, wo der junge Majoratsherr die Collegia besuchte. Sie ließ allen Spott der Welt über sich ergehen, blieb taub gegen die revolutionären Anwandlungen ihres Herrn Sohnes und führte ihn an ihrer festen Hand durch alle Fährlichkeiten des Studentenlebens. Seine Kränklichkeit war die Fahne, unter welcher sie ihn immer wieder vor den bösen Buben rettete, die ihn zu ihren Saufgelagen ziehen wollten, und seine Kränklichkeit sowie der Umstand, daß er der einzige Sohn war, befreiten ihn auch von der lästigen Militärpflicht. Kurz, Baronin Mathilde brachte ihn im Triumph nach Hause zurück und verkündigte ihm, er werde jetzt,

als Belohnung für Fleiß und Folgsamkeit, auf Reisen geschickt werden.

Um aber zu verhüten, daß er sich sogleich in das erste, beste hübsche vis-à-vis im Coupé verliebe und die Mama mit der Nachricht überraschte, er wolle eine Schneiderstochter heirathen, ward beschlossen, daß er nicht allein reisen dürfe. Und sie kündigte ihm daher an, daß sowohl sie, wie Tante Lottchen, Dosy und deren alte Gouvernante die Reise mitmachen würden, welche sich der Schweiz zuwenden werde, woselbst die alte Gouvernante ihre Verwandten besuchen wolle. Eugen hatte daher die Freude, sich von Schönitz bis Bern von Allen, die er liebte, umringt zu sehen. Er machte einige Fluchtversuche, die aber, da die Mama die Kasse führte, keine rechte Lebensfähigkeit hatten, und fügte sich schließlich mit philosophischem Gleichmuth in seine Lage, sich damit begnügend, seiner Umgebung das Leben so schwer zu machen, wie es nur in seiner Macht stand. So opferte Baronin Mathilde fast zwei Jahre ihres schaffensreichen Lebens dem Vergnügen und der Weltbildung ihres Sohnes, die Geschäfte daheim seinen bisherigen

Vormündern und tüchtigen Verwaltern überlassend. Sie reisten nach Italien, blieben einen Winter in Rom, reisten von dort über Paris nach Holland, wo Eugen anfing, sich für Malerei zu begeistern, lebten lange Zeit in Brüssel, besuchten den Rhein und kehrten endlich Alle nach Starffeck zurück. Sie hatten unendlich viel gesehen und garnichts erlebt, da Reisebekanntschaften prinzipiell vermieden wurden. Dosy trug die Vorstellung heim, daß die Welt da draußen aus „Sehenswürdigkeiten" und „Aussichten" bestände. Eugen gähnte, und er gähnte sich durch den Winter hindurch, während seine Mutter rastlos an seiner Zukunft arbeitete.

Er war jetzt vierundzwanzig Jahre alt und mithin war es Zeit, ihn zu verheirathen. Sie unterdrückte mit spartanischem Heldenmuth den Stachel der Eifersucht, der sich bei diesem Gedanken in ihr Herz senkte, und hielt kaltblütig Umschau, denn diese Wahl erforderte Klugheit und Ueberlegung.

Komtesse Isabella Delavare schien, soviel die Baronin beurtheilen konnte, wie geschaffen für die Rolle der Schwiegertochter im Schloß Starffeck. Frau

Mathilde hatte das sanfte, folgsame Kind einst zu ihrem besonderen Studium gemacht, weil sie von jeher die Zukunft bedachte. Hatte sich die Komtesse seitdem nicht verändert, so blieb sie in jeder Beziehung die passendste Frau für Eugen, denn sanft und folgsam mußte die junge Dame allerdings sein, die einen Eugen beglücken und seine Mutter zufrieden stellen wollte. Mit den nothwendigen sechszehn Ahnen hatte es auch seine Richtigkeit, und die Vermögensverhältnisse der Familie waren derart, daß die junge Frau niemals auf ihren mitgebrachten Reichthum pochen konnte, sondern demüthig und dankbar jede Annehmlichkeit ihres neuen Lebens aus des Mannes Hand entgegennehmen mußte. Das aber ist wahrlich sehr gut!

Frau Mathilde setzte sich auf das große, lederbezogene Sopha, schraubte die Lampe höher und zog einen Brief aus der Tasche, den sie bedachtsam durchlas. Dieser Brief war in sehr fließender Handschrift, mit veilchenblauer Tinte auf exquisites Modepapier geschrieben und lautete:

„Sie können sich denken, theure Freundin, mit welchem Entzücken wir Ihre liebenswürdige Ein-

ladung, die charmante Sommerzeit in Starffeck zu verbringen, annehmen. So lieb von Ihnen! Bellie schwimmt in Wonne. Sie bewahrt dem süßen Eugen, der lieblichen Dosy solch eine warme Anhänglichkeit. Das arme Kind hat eine fast krankhafte Sehnsucht nach Landluft und der glücklichen Freiheit des Landlebens. Berlin ist so staubig. Auch Pussie legt sich Ihnen zu Füßen und kommt soeben um Urlaub ein. Mein Mann und ich lebten ja während dieser acht Jahre von der Erinnerung an Schönbach und jene herrlichen Tage ungetrübten Glückes, welches uns aus der Freundschaft mit Ihrer Familie entsprang. Also gestatten Sie, verehrte Freundin, daß wir am kommenden Montag in Schönitz eintreffen? Bellie küßt Ihnen die Hand. Sie werden sie, seit der letzten Photographie, die ich Ihnen im Winter schickte, wenig verändert finden. Sie ist überhaupt immer noch das gute Kind von ehedem.

In treuester Liebe

Ihre Freundin

Pauline Delavare."

Die Baronin legte diesen Brief in ein besonderes kleines Schiebfach ihres Schreibtisches, in welchem sich bereits ein kleines Packet solcher Briefe befand. Daneben lag ein Couvert, welches mehrere Photographien enthielt, die sie jetzt herausnahm und prüfend betrachtete. Dieselben gaben ein genaues Bild der verschiedenen Schönheitsstadien, welche Komtesse Isabelle von ihrem dreizehnten bis zu ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr durchgemacht hatte — wahrlich, Eugen konnte mit der Wahl, die seine Mutter für ihn getroffen, zufrieden sein!

Neuntes Kapitel.

Tante Lottchen war hier im Hause die Frühaufsteherin. Sie saß schon mit ihrem Strickstrumpf am Kaffeetisch auf der großen Veranda, als Waldau am nächsten Morgen dem Diener folgte, der ihn zum Frühstück abholte. Die alte Dame begrüßte den jungen Mann sehr freundlich, und schenkte ihm sogleich die Tasse voll duftenden Mokka, einige Entschuldigungen wegen der Langschläfer in der Familie machend.

Tante Lottchen war wohl niemals schön gewesen — eine Behauptung, die sonst stets aufgestellt wird, sowie der Zahn der Zeit so viele Runzeln in die einst glatte Stirn gegraben hat, daß die Möglichkeit der kecken Versicherung nicht mehr widerlegt werden kann — aber Tante Lottchen war, was besser ist,

eine durch und durch sympathische Persönlichkeit. Ihr Gesicht war milde, farblos und unscheinbar. So mag unter einem kräftigen Mikroskop das Gesicht einer kleinen, grauen Motte aussehen. Aber sie verstand es, vermittels silbergrauer Seidenkleider, delikater Blondenhäubchen, Tüll, Rüschen, Bandschleifen und einem, nach Reseda duftenden, feinen Taschentuch, den unscheinbaren Edelstein zu heben. Man blickte sie gerne an, denn ein poetischer Reiz umschwebte ihre Erscheinung, derselbe Zauber ächter Naivetät, der bei ihrer Nichte mit der vollen Kraft der Jugend und Schönheit wirkte. Der Frühstückstisch, verschwenderisch mit buntem, feingeblümten Rokokoporzellan beladen, stand auf der Seite der Gartenhalle, wo sich dichtes Schlingkraut über das gläserne Dach schob, und seine blaßlila Blüthentrauben wie eine Wimper vorne herabhängen ließ. Blumengruppen in den Ecken und blühende Myrthenbäume spendeten sinnverwirrenden Duft. Unten auf den Rasenplätzen aber schimmerten noch die Thauperlen und in allen Büschen zwitscherten die Grasmücken.

„Wie haben Sie denn geschlafen?“ — frug die

Tante theilnehmend, „das ist doch etwas so Wichtiges! Und haben Sie auch geträumt?“

„Danke bestens — meine Träume werden wohl sehr angenehm gewesen sein.“

„Aber wissen Sie denn nicht, was es war?“ rief die alte Dame eifrig, „das begreife ich nicht. Ich träumte diese Nacht, daß wir Alle nach Helgoland fuhren. Mathilde, die Kinder und ich. Ob Sie dabei waren, weiß ich nicht genau. Doch ja, freilich waren Sie dabei, wie mir eben einfällt. Sie saßen in der Kajüte und wollten malen, aber das Schiff schwankte so, daß die Farben alle durcheinander liefen. Wenn ich mich nicht ganz irre, wollten Sie meine Nichte malen, aber Sie kamen nie damit zurecht. Ich begriff nicht, weshalb meine Schwägerin ihren Sohn der Gefahr einer Seereise aussetzte, und stand die gräßlichste Angst aus, das Schiff könne untergehen, und fürchtete, Eugen werde die Seekrankheit bekommen, aber denken Sie sich, wie angenehm, er bekam sie nicht! Und dann waren wir plötzlich garnicht mehr auf dem Schiff, sondern in Schönitz, in der Kaserne! Können Sie begreifen, wie das zuging? Es

ist mir unfaßlich, denn ich habe doch mit keinem Gedanken an diesen Ort gestreift! Nun, wir waren aber dort, und wie ich Mathilde ansehe, wird ihr Gesicht immer länger und länger und dann war es garnicht mehr Mathilde, sondern unser Superintendent in Schönitz und der sagte, er werde uns im Kasernenhofe eine Predigt halten. Sie können sich mein Erstaunen denken! — Aber weshalb langen Sie nicht zu, Herr Waldau? Kennt man auch in Ihrer Heimat diese Kuchen?"

„Meine Heimat ist Tirol, aber ich kann nicht sagen, ob dort solche Kuchen bekannt sind."

„Nicht? Sehen Sie, hier kommt Dosy. Sie sieht noch ein wenig verschlafen aus. Ich möchte wissen, weshalb die Mädchen in meiner Jugend so viel früher aufstanden, als es jetzt Sitte ist."

„Weißt Du schon, ob Eugen gut geschlafen hat?" fragte Dosy, der Tante die Hand küssend.

„Ich weiß garnichts, garnichts, außer, daß ich selbst solche konfuse Dinge geträumt habe. Denke Dir —"

Der Eintritt der Baronin, welcher Herr Prostinger

mit geschäftiger Miene folgte, unterbrach zu Waldau's Erleichterung die Wiederholung des langen Traumes. Die Baronin begrüßte ihn mit leichtem Kopfnicken und nahm dann weiter keine Notiz von ihm. Bald darauf erschien Baron Eugen, in einem türkischen Schlafrock mit gelben Quasten.

„Wie hast Du geschlafen?" fragte seine Mutter, ihm die Hand zum Kusse reichend.

„Miserabel," sagte Eugen gähnend.

„Der Thee!" rief Tante Lottchen, „er war immer noch zu stark."

„Die Hitze!" sagte die Baronin.

„Die Mücken!" rief Dosy.

„Ich bitte Euch, hört auf. Könnt Ihr kein anderes Unterhaltungsthema finden?" sagte Eugen verstimmt, „bekomme ich denn keinen Kaffee? Johann!"

„Eugen!" rief die gehorsame Dosy, „ich weiß ein anderes Unterhaltungsthema. Denke Dir, die Delavares wollen auf mehrere Wochen herkommen!"

„Einstige Gutsnachbarn," erklärte die gefällige Tante dem Maler.

„Freust Du Dich nicht, Eugen?" fragte Dosy

eindringlich, „und glaubst Du nicht, daß Bellie wunderhübsch geworden ist?“

„Rothhaarig und mit Sommersprossen,“ sagte Eugen lakonisch, denn es gewährte ihm Vergnügen, seiner Mutter bange zu machen, aber diese lächelte mit überlegener Miene. „Es ist doch zu schade, daß wir keine Photographie von ihr besitzen,“ seufzte Dosy, „ich hoffe doch nicht, daß sie Sommersprossen hat! O, und dann möchte ich wissen, ob Pussie noch so groß und dick ist!“

„Nein, er soll seitdem viel kleiner geworden sein,“ bemerkte Eugen.

„Sei nicht so boshaft, Eugen, Du begreifst doch, wie ich's meine. Sie waren Beide so wunderhübsch und Tante Pauline war so stolz auf Pussie. Mama dürfen wir noch Tante zu ihr sagen und glaubst Du, daß Isabelle liebenswürdig ist?“

„Natürlich!“

„Ganz das angenehme Temperament ihrer Mutter, darauf wollte ich wetten!“ sagte die Tante, „und daß sie hübsch sein wird, unterliegt keinem Zweifel.“

„Ueberdies ist sie eine gute Partie," wandte sich jetzt der boshafte Eugen zum Maler, „wenn Sie eine Frau suchen, Herr Waldau, so kann ich Ihnen nur rathen —"

„Welch' thörichtes Geschwätz!" rief die Baronin ungeduldig, „nebenbei bemerkt, ist die Komtesse durchaus keine gute Partie, aber ziemlich standesstolz. Sie hat freilich einige Ursache, ihre Mutter ist eine Fürstin Ljuschinska und ihre Großmutter väterlicherseits war eine Erzherzogin."

„Bekreuzigen Sie sich!" bemerkte Eugen ernsthaft, „denn Sie sollen gewürdigt werden, mit der Enkelin aus derselben Kaffeekanne zu trinken."

Die Baronin blickte ihren Sohn vernichtend an, aber Eugen war es gewohnt, allen seinen Stimmungen, seien sie verdrießlicher oder ironischer Natur, freien Lauf zu lassen. Waldau verhielt sich vollkommen passiv. Er hatte eines jener ruhigen, festgeschnittenen Gesichter, auf denen wenig von dem zu lesen war, was in ihm vorging, wenn ihm nicht gerade momentan das Blut zu Kopfe stieg.

Das Frühstück dauerte ziemlich lange. Auch

nachdem es die Baronin verlassen hatte, um ihren Geschäften nachzugehen, blieben die Andern noch zusammen. Dosy stopfte ihrem Bruder eine Pfeife mit türkischem Tabak und brachte sie ihm so sorglich, als wäre er ein Großvater. Tante Lottchen erhob sich endlich, streifte ein Paar graue lange Leinwand-Handschuh über die Aermel, setzte einen großen Leinwandhut von antediluvianischer Façon auf, und wandelte mit Scheere und Körbchen in den Garten, um die abgeblühten Monatsrosen abzuschneiden. Eugen gähnte und forderte dann den Maler auf, ihn in den Ahnensaal zu begleiten, um die zu kopirenden Bilder auszusuchen.

Waldau hatte genug über die Vorgeschichte dieses Hauses erfahren, um zu wissen, welche Scene sich in diesem Saal einst abgespielt hatte, und er betrat den langen, prächtigen Raum mit leisem Schauder. Sie betrachteten die Bilder an den Wänden — meist geschwärzte, fast unkenntliche Portraits aus grauer Vorzeit. Vor einem Bilde blieb er gefesselt stehen. Es trug die Jahreszahl 1603 und stellte eine schöne junge Frau vor mit einem sich an sie anlehnenden

kleinen Knaben. Ein sonderbarer Blick in den Augen dieser Dame ließ Waldau stutzen.

„Ah — sehen Sie nur nicht hin," sagte Eugen mit theatralisch geheimnißvoller Miene, sie hat den bösen Blick. Fühlen Sie es nicht?"

„Ich studire nur dies Räthsel der Malerei, welche Farben und welche Stellung der Pupille waren hier nothwendig, um diesen Effekt hervor zu bringen?"

„Ah, wenn Sie so prosaisch sind, mein Bester, dann hat die Sache keine Gefahr für Sie. Diese Dame soll sich nämlich bis heute die Freiheit nehmen, die Rolle des Hausgeistes zu spielen."

Waldau lächelte und wandte sich dem nächsten Bilde zu.

„Haben Sie in dieser Nacht noch nichts Merkwürdiges gehört?"

„Ein Käuzchen schrie vor meinem Fenster."

„Das war kein Käuzchen, sondern meine Ahnfrau Editha. ‚Mit Respekt zu sagen,' würde Prostinger hinzufügen! Fürchten Sie sich nicht, in diesem Flügel zu wohnen und diesen Saal zu Ihrem Atelier zu machen?"

„Da ich in keinerlei Beziehung zu diesem Hause stehe, werden mich die Geister desselben wohl in Frieden lassen!“ sagte Waldau spöttisch.

„Zu Ihnen gesagt, Herr Waldau, ich glaube an Geister. Sehr nervöse Menschen sind sicherlich empfänglicher für die Einflüsse der unsichtbaren Welt. Glauben Sie nicht?“

„Sie scherzen, Herr Baron.“

„Im Ernst nicht. Ich denke viel über solche Dinge nach und bin zu der Einsicht gekommen, daß wir unmöglich nur aus Fleisch und Blut bestehen können, sondern daß unser Gehirn und unsere Nerven die Träger geistiger Eigenschaften sind, die alle zusammen ebenso ein Ganzes bilden, wie die Glieder unseres Körpers zu einem Bau zusammengefügt sind. Jenes zweite, geistige Ich aber bedarf sicherlich keiner fleischlichen Behausung, um als selbstständiges Ganze zu existiren, während diese Behausung zerfällt, sowie die Seele entflohen ist. Wohin? Sehen Sie, das ist die Frage! Weshalb soll sie einsam umherirren? Das thut ja auch der Mensch auf Erden nicht. Er sucht die Gesellschaft der Menschen. Ebenso wird sein Geist

sich zu den Geistern alter Freunde hingezogen fühlen und doch auch wieder, so denke ich mir, sich noch zu Seelen, die er hier auf Erden geliebt hat, zurücksehnen. Je weniger unser Körper aber vorwiegt, desto deutlicher empfinden wir wohl den Ruf der abgeschiedenen Freundesseele!"

Waldau hatte mit einem etwas unbehaglichen Gesichte zugehört. Er hätte lügen müssen, wenn er behaupten wollte, auch nur ein Wort von diesen, wie ihm schien, gänzlich irrsinnigen Schlußfolgerungen eines jungen Phantasten verstanden zu haben! — Erst der Traum der Tante — dann dies! — Er antwortete ausweichend und fragte, ob wohl eine Staffelei zu beschaffen sein werde?

„Gewiß," versetzte Baron Eugen kühl, „ich werde augenblicklich bestellen, daß eine angefertigt wird. Bis sie kommt, können Sie ja Ihre Skizze vom Schlosse vollenden. Aus diesem Vorsaal führt eine Treppe in der Mauer herab ins Freie. Guten Morgen!"

Er kehrte in seine Gemächer zurück, wo Dosy

bereits mit dem Buche in der Hand wartete und bereitwillig fragte: „Soll ich Dir vorlesen?“

„Warte noch etwas, ich muß nach dem Briefe des Herfelder Vetters suchen. Ich möchte wissen, ob er auch eine Kopie vom Portrait meines Großvaters zu haben wünscht.“

„Soll ich für Dich einen Brief schreiben, lieber Eugen?“

„Du sollst gar nichts, als Dich ruhig verhalten. So. Hier steckt er. Hm, da steht übrigens Einiges drin, was die Tante Wilhelmine im rothen Hause mehr interessiren wird, als uns. Ich würde hinfahren und ihr den Brief bringen, aber es setzt nur jedesmal einen Kampf mit Mama, die sich in den Kopf gesetzt hat, daß ich die kleine Eugenie heirathen möchte. Und wenn ich es thäte, was wäre daran Schlimmes?“

„O, Eugen, es wäre ganz herrlich.“

„Unsinn, jetzt nimm Dein Buch und lies. Wer wird so thöricht sein, sich überhaupt zu verheirathen!“

„Aber denke nur Eugen, ist das nicht hübsch, daß sie auch Eugenie heißt?“

„Ich bitte Dich, Kind, lies jetzt!“

Dosy nahm gehorsam das Buch wieder auf, setzte sich damit ins Fenster und begann zu lesen, während sich ihr Bruder lang auf einem Divan streckte und seine Cigarrette anzündete.

Eine ganze Bibliothek schien er auf diese Weise schon bewältigt zu haben, denn das Zimmer lag voll von brochirten Büchern, die ziemlich kunterbunt auf Etagèren und Stellagen aufgestapelt waren. Es waren meist französische Sachen. Wenn er diesen „Spiegeln“ wirklich glaubte, so mußte man sich nur wundern, daß er nicht schon längst ein Menschenfeind geworden war, denn er hatte eine Vorliebe für Pariser Schriftsteller zweiten Ranges. Er wollte amüsirt sein, ohne sich mit Denken anzustrengen. Dosy las mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit, aber fast ohne Ausdruck, denn sie verstand meistens nicht, was sie las. Es war seltsam zu sehen, wie dies liebenswürdige Kind mit den großen, unschuldigen Augen sich so gewissenhaft und eifrig, als handle es sich um eine Schulstunde, durch die seichtesten Frivolitäten und haarsträubendsten Unwahrscheinlichkeiten hindurcharbei-

tete, während ihr Bruder schläfrig, behaglich, dann und wann hinhorchend, seine Cigarette rauchte und seinen Ehrgeiz darinsetzte, sich durch nichts, was vorkommen mochte, imponiren zu lassen, sondern all die grell gemalten Begebenheiten mit der Miene eines erfahrenen Weltmannes, der wohl weiß, wie es nun mal hergeht, anhörte. Er hätte nur gewünscht, daß seine Schwester weniger Lesemaschine gewesen wäre und öfters Erstaunen oder Entsetzen oder Zweifel geäußert hätte, die er dann belächeln oder widerlegen konnte — aber Dosy las immer ihr Pensum ab und blickte dann auf, „ob er schon schliefe" — eine Thatsache, die sie nicht im Geringsten gekränkt hätte. Sehr selten that sie, so wie heute, eine Frage:

„Aber, Eugen, weshalb ertränkt sich denn die kleine Putzmacherin in der Seine?"

„Gütiger Himmel!" sagte Eugen resignirt, faltete die Hände und blickte gen Himmel, „Du bist doch wirklich die Einfalt in Person, Dosy! Mit dieser Frage zeigst Du nur, daß Du vom ganzen Zusammenhang des Kapitels auch nicht ein Atom begriffen hast."

„Bitte, sei nicht böse, Eugen — es ging Alles so bunt durcheinander und ich — ich war etwas zerstreut — ich dachte an meine Tauben, die ich zu füttern vergaß."

„Ja, das merkte ich wohl, daß Du an Deine Tauben dachtest, denn so schauderhaft hast Du noch nie gelesen. Also jetzt gieb Acht! Der Marquis vergiftete seine Frau, um Mlle. Celeste, die Sängerin, zu heirathen, diese aber läuft mit dem Prinzen José davon, und die kleine Putzmacherin Lydia ertränkt sich — begreifst Du jetzt, warum?"

Dosy sah verwirrt und beschämt aus.

„Ich glaube wahrhaftig, ich muß es Dir noch sagen!" rief ihr Bruder, „denn von selbst kommst Du doch nicht auf den logischen Schlußgedanken, daß sie den Prinzen José liebte. Nun? Wird Dir's klar?"

„Ja, aber natürlich! Celeste ist ein schreckliches Geschöpf, nicht wahr, Eugen?"

„Nicht schrecklicher als alle Frauen, liebes Kind; nun wollen wir mal erleben, was sie erst als Frau Marquise loslassen wird. Denn das kann noch gut

werden. So, jetzt ist's aber genug hiermit. Klingle nach Johann, wir wollen jetzt spazieren reiten."

„Ja. Eugen, wenn Du doch nach Altenkloster . . ." und Dosy sah ihn bittend an.

„Nein, nein. Mama hat wirklich Recht, die Kleine könnte sich am Ende einbilden, ich wolle sie heirathen. Lassen wir das!"

„Meiner Ansicht nach könntest Du gar nichts Gescheiteres thun!"

Eugen lächelte amüsirt.

„Eugen, Du hast sie so gern!" drängte Dosy.

„Aus Dir spricht der blanke Egoismus, Kind! Weil die Mama die Zügel dieser Freundschaft kurz hält, soll ich Dir das Vergnügen ihrer Gegenwart verschaffen. Wenn ich Eugenie heirathete, so würde sie nur unglücklich werden, denn Mama würde ihr das Leben verbittern."

Dosy schwieg bekümmert. Als Johann jetzt erschien, wurden die Reitpferde bestellt. Es gehörte mit zu Dosy's Lebenspflichten, ihren Bruder zu begleiten, wenn er einen Spazierritt unternahm, denn es könnte ihm ja unterwegs etwas zustoßen! Sie ritt dann

einen kleinen, munteren Pony mit krauser Mähne und sah im Sattel sehr hübsch aus. Als sie am Schlosse hinritten, bemerkte Eugen, daß sich der Maler in ein Fenster postirt hatte und kein Auge von der jungen Amazone wandte.

Als sie wiederkamen, fanden sie ihn im Park mit der Aufnahme des Schlosses beschäftigt. Sie hielten an und er grüßte und stand auf. Eugen sprang vom Pferde und gab den Zügel seiner Schwester, welche, sein Pferd führend, nach Hause ritt. Unwillkürlich runzelte Waldau die Brauen, es schien ihm, als sei dies der Dienst eines Reitknechts, zu dem sie erniedrigt werde. Eugen bemerkte auch dies. Er war ein scharfer Beobachter und wenn er noch in Zweifel war über das, was in des Malers Seele vor sich ging, so schwand dieser Zweifel, als er plötzlich unter den Skizzen, die umherlagen, eine bemerkte, die seine Aufmerksamkeit fesselte — sie stellte, in Wasserfarben gemalt, den bekannten großen Kirchenstuhl der Starffecker Kirche vor. Durch ein Fenster daneben fiel ein schräger Lichtschein über die schimmernden Haarflechten eines betenden Mädchens in hellem Kleide

— etwas im Hintergrund saß eine graue sehr flüchtig gemalte Frauengestalt.

„Tante Lottchen und Dosy!“ sagte Eugen, „dies Bild war gestern nicht unter den Skizzen!“

„Ich bitte um Vergebung“ — versetzte Waldau, „Sie sehen, daß es schon vor drei Tagen gemalt wurde. Sie haben es gestern wohl übersehen. Ich bitte um Entschuldigung, wenn es eine Indiskretion war, es zu malen, — aber es fesselte meine Phantasie.“

„Weshalb soll es indiskret sein? Also sahen Sie meine Schwester schon in der Kirche?“

„Ja.“

„Sie haben sie sehr idealisirt.“

„Das ist kaum möglich!“

„Oho! Solch ein Schmeichler?“

„Es ist meine ehrliche Meinung.“

Eugen blickte ihn von der Seite an — aber sein Gesicht war unentzifferbar. Nachdenklich, eine Melodie pfeifend, legte er das Blatt zurück und schlenderte nach Hause.

Also er hatte Dosy schon gesehen, ehe er ihre Bekanntschaft machte. Er hatte sie bereits gemalt —

und was hatte er aus diesem kindlichen Gesicht gemacht!

In Eugens Seele stieg der Verdacht auf, daß der Wunsch, Starffeck zu zeichnen, nur der Vorwand gewesen sei, um hier einzudringen, und in der Nähe Dosy's zu leben. Die Sache begann ihn zu interessiren. Fürs Leben gern hätte er am Menschen studirt, was er bisher nur aus Büchern kannte — das Entstehen und Wachsen einer Leidenschaft. Er sagte sich, daß es edel wäre, den jungen Mann zu verbannen, ehe derselbe unglücklich würde, und er sagte sich, daß er es seiner jungen Schwester schuldig sei, sie vor gleichem Schicksal zu bewahren, aber beide Bedenken waren rasch besiegt. Waldau wird sich nicht verbannen lassen und so lange Dosy in ihrer göttlichen Harmlosigkeit weitervegetirt, ist für ihr Herz keine Gefahr zu befürchten.

Zehntes Kapitel.

Es stand immer noch genau so da, wie vor vierzehn Jahren, das rothe Haus, mit seinen epheubewachsenen Mauern, dem großen Hofraum, den alten Bäumen, durch deren Aeste man das Gemäuer des Klosters schimmern sah.

Der große Apfelbaum im Hof, neben der Hundehütte hatte abgeblüht, rosenrothe Flocken waren über das Wasser des kleinen Teiches hingestreut, auf welchem heute wie damals die Gänse und Enten schnatternd umherglitten, die Köpfe untertauchten und das Wasser mit den Flügeln aufspritzten. Und dort vor der offen stehenden Hausthür blühten noch dieselben Blumen auf denselben Blumenbeeten, die eine von Buchsbaum eingefaßte, zierliche Arabeske bildeten.

„Unverändert! Unverändert!“ sagte ein Mann, der an der Gitterpforte lehnte und mit brennendem Blick verlangend in das friedliche Heim seiner Knabenjahre blickte.

Ein großer, breitrandiger Hut aus dunklem Filz beschattete sein Gesicht, dessen kräftige Züge die Spuren harter Kämpfe mit den Elementen trugen. Sein starkes, rostbraunes Haar quoll üppig gelockt unter der Krempe des Hutes hervor. Seine Kleidung aus braunem Plüsch war unverkennbar nicht in Deutschland verfertigt worden. In der Erscheinung dieses Mannes lag so viel trotzige Kraft, daß ihm ein oberflächlicher Beobachter leicht hätte ausweichen können, aus Furcht vor einer Gewaltthätigkeit — sein Blick, wie er von der Thür des alten Hauses bis zum Dach hinaufschweifte, wild, unstät und fast gierig, hätte den Besitzer des Hauses leicht dazu veranlassen können, seine Thüre zu verschließen und die Fenster zu verriegeln. Vielleicht war er sich dessen auch bewußt, denn er zog den Hut tiefer in die Stirn und ein Zittern durchlief seine starken Glieder — vor den Augen, entstand ein Nebel, der den Blick trübte

— plötzlich senkte sich der Kopf auf die Arme — er weinte.

Haben solche Thränen nicht die Kraft und das Feuer, die verschlossene, eiserne Pforte des väterlichen Hauses zu zerschmelzen, wie ein glühender Lavastrom?

Leise gab der Drücker nach, das Schloß öffnete sich, die beiden Flügel des Gitterthores gingen auf . . . er wäre fast gestürzt. Da stand er drinnen, heftig athmend, die Spuren der Thränen noch auf seinen wetterbraunen Wangen und schritt mechanisch, wie ein Träumender, dem Hause zu. Der Hofhund bellte und rasselte an seiner Kette — das war Alles in Ordnung — und in der offenen Thüre stand der kleine Bruder Ernst mit dem Butterbrot in der Hand und der Schiefertafel unter dem Arm. Unwillkürlich glitt des Mannes Blick an sich selbst herab, — war denn er nicht auch wieder ein Knabe? Es mußte ja so sein — es war nicht anders möglich. Er ging an dem Knaben vorüber. Derselbe sah ihn verwundert an, rührte sich aber nicht. Der Hausflur war unverändert. O, wie wohl erinnerte er sich des Tages, da er ihn zum letzten Mal durchschritt, mit

dem Bewußtsein im Herzen: Du bist nun todt, Du bist eine Null geworden!

Er öffnete langsam, langsam die Thür zum Wohnzimmer — da tauchte das erste fremde Gesicht vor ihm auf, da sah er neue Bilder an den Wänden und Tische und Stühle und Kästen, die er nicht kannte — und der Zauber, in welchem er hingewandert war, zerrann — er war, das fühlte er plötzlich, in einem fremden Hause, unter Fremden.

Ein Herr von mittlerer Größe, behäbig, mit kahlem Vorderhaupt und blondem Vollbart, saß in einem Lehnstuhl und las die Zeitung. Sein von Natur freundliches Gesicht wurde etwas lang, als er den riesenstarken, unerwarteten Eindringling erblickte.

„Was wünschen Sie?“ fragte er beunruhigt und schob seine Brille zurecht.

„Pardon,“ sagte der Fremde mit gedämpfter und doch wunderbar markiger, voller Stimme, „bin ich hier nicht im Hause des Herrn Major von Starff?“

„Nein, der ist vor sieben Jahren gestorben.“

„Vor — sieben — Jahren —?“ der Fremde lehnte sich an die Thüre und bedeckte das Gesicht mit

beiden Händen. Der Herr erhob sich hastig und trat auf ihn zu.

„Weshalb erschüttert Sie diese Nachricht so?“ fragte er, „sind Sie — sind Sie —?“

„Herbert Starff.“

„Das ist eine schwere Rückkehr nach den vielen Jahren des Verschollenseins!“ rief der Herr bewegt, „haben Sie nichts vom Tode Ihres Vaters erfahren?“

„Vor zwei Monaten las ich in der Zeitung vom Tode meines Bruders, der nach Allem, was über ihn dort stand, sich einen Namen gemacht hat. Ich kam, sowie ich konnte, um — sie wenigstens wiederzusehen, die ich noch lebend zu finden hoffte, um meine Mutter zu trösten — und nun! . . . Nun werde ich hören müssen, daß auch sie —“

„Nein, nein, ich kann Sie beruhigen. Frau von Starff lebt, wohnt hier im Hause und erfreut sich des besten Wohlseins. Sie werden die theure Frau gealtert finden, aber geistig ist sie immer noch unser aller Vorbild. Darf ich mich Ihnen vorstellen? Mein Name ist von Braunsfels.“

„Jetzt der Herr des Rothen Hauses?“

„Ja — ich verdanke diese Stellung der Güte und dem Einfluß Ihres unvergeßlichen Bruders, meinem Schwager.“

„Ich begreife noch nichts — wo ist meine Mutter? Müssen wir sie vorbereiten? Oder soll — darf ich gleich zu ihr? Wird sie nicht zu sehr erschrecken?“

„Kommen Sie,“ sagte Herr von Braunsfels, „ich werde vorausgehen — sie darf nicht erschreckt werden.“

Sie gingen die Treppe hinauf, und Herr von Braunsfels machte Herbert ein Zeichen, zu warten, — aber der Knabe war ihnen zuvor gekommen, er hatte die Nachricht von der Ankunft eines Fremden, der so groß sei und lockiges Haar habe und so sonderbar aussähe, schon heraufgetragen. Es öffnete sich eine Thüre, eine alte Frau mit schneeweißem Haar, aber immer noch lieblichem und liebreichem Antlitz trat auf die Schwelle und breitete plötzlich die Arme aus.

„Herbert — mein Liebling!“ sagte sie mit unnatürlicher Ruhe, „das wußte ich — darauf habe ich gewartet!“

Und der große Mann fiel vor ihr auf die Kniee

und vergrub sein Gesicht in den Falten ihres Kleides — wie ein zerschmetterter Sünder, der um Gnade und Vergebung bittet.

Herr von Braunsfels nahm den Knaben, der mit weitgeöffneten Augen dieser Scene zusah, an der Hand und ging mit ihm leise, leise die Treppe hinunter.

* * *

„O, mein Sohn, mein Liebling!" rief die Mutter weinend, sowie sie allein waren, „weshalb hast Du mir das angethan?"

Er fuhr auf und wurde so blaß, daß sie erschrak — sein flammender Blick erlosch und seine Hand sank wie gelähmt herab.

„Was meinst Du?" fragte er mit unsicherer Stimme.

„Was ich meine? Herbert! Daß Du damals ohne Abschied davon gingst . . . war dazu keine Zeit mehr, als Du vor Deinen Gläubigern fliehen mußtest? Wolltest Du denn nicht die Gebete und den Segen Deiner Mutter mitnehmen in die neue Welt?

Oder dachtest Du wirklich, ich würde ein Wort des Vorwurfs haben für jugendliche Thorheiten, die ja schon hart genug bestraft waren? O, Herbert, fast verlor ich den Glauben an Dich, an Deine Wahrhaftigkeit und Liebe. Mein Herz ist bis heute krank gewesen!"

„Vergieb mir," sagte er nur und sein tiefverstörter Blick gewann wieder Festigkeit. Sie ahnte nichts. Die schwere Last, die er vierzehn Jahre lang auf seinem Herzen getragen, war jetzt das alleinige Geheimniß desselben — kein Mensch auf der Welt wußte darum. Er muß sie allein weiterschleppen bis an sein Lebensende und er muß dankbar sein, daß es so ist. O, aber es ist hart, namenlos hart, den dunklen Fleck im Herzen zu verschließen. Drückt er denn nicht der Stirn sein Siegel auf? Sind dieser wilde, unstäte Blick und der gepeinigte Ausdruck nicht Verräther, die auf Tritt und Schritt ihn begleiten, sein Leben verdunkeln, ihre Schatten auch in die Zukunft werfen? Er trug die Last bisher wie einen dumpfen Schmerz — seitdem er den deutschen Boden betrat, gesellte sich der Gedanke dazu: und wenn es nun doch einen Menschen gäbe, der darum wüßte?

Seine Mutter aber hatte schon wieder vergessen, daß sie ihm eben noch Vorwürfe gemacht hatte. Das Glück, ihn wieder da zu haben, ihn, der stets ihr Liebling gewesen, überwog alles Andere. Freilich war er sehr verändert, fast imposant in seiner männlichen Kraft und ernsten Ruhe, gedankenvoller, und doch noch Zug um Zug ihr Herbert. Und wie einst strich sie ihm das Haar zurück und küßte ihn auf die Stirn und gab ihm alle die Liebesnamen, deren er sich noch aus seiner Kindheit so gut erinnerte. Und mit Kummer und Rührung sah sie seine Hände an, welche die Spuren eines harten Arbeitslebens und die Narben des handgreiflichen Kampfes ums Dasein an sich trugen, und wieder fragte sie wie einst: „Aber lieber Junge, mußte das sein?“ und er versetzte: „Ich kam nicht anders durchs Leben!“

„Erzähle, Herbert, laß mich Alles wissen!“

„Da ist im Grunde so wenig zu erzählen. Ich kam nach Boston und trat bei einem Schmied in die Lehre. Du weißt, das war von jeher mein Wunsch. Das Handwerk hat einen goldenen Boden, ein Waffenschmied nahm mich später in sein Geschäft — nun

und augenblicklich bin ich Besitzer einer Waffenfabrik. Das Geschäft geht gut. Meine Degen und Pistolen müssen auch in Deutschland in den Handel gekommen sein."

„Also es ist an dem! Kürzlich schickte mir Eugen einen Brief aus Herfeld zu. Vetter Herman schreibt darin, er habe einen Revolver gekauft und zu seinem Erstaunen die Firma Starff und Co., Boston, eingravirt gefunden."

Er begann zu lachen. Ach! wie lange hatte sie dies Lachen nicht gehört. Ernst pflegte nie zu lachen.

„Was würde er dazu sagen, wenn in Schönitz eine Filiale dieser Firma entstände?"

„Herbert, Du willst wirklich?"

„Ich habe daran gedacht. Auf alle Fälle gedenke ich einige Monate hier zu bleiben."

„Weshalb kamst Du nicht schon früher? — Sind Deine Schulden erst jetzt völlig getilgt? — Sind sie überhaupt getilgt, Herbert?"

„Wenn ich welche hätte," versetzte er ausweichend, „so wäre ich nicht hier! Jetzt aber erzähle Du mir,

Mutter. Ich bin unfähig, mich in den jetzigen Stand der Dinge hineinzufinden."

„Unser unvergeßlicher Ernst, der sich bald einen Namen machte, der weit über die Grenzen des Landes hinaus genannt wird, verheirathete sich mit einem Fräulein von Braunsfels, einem jungen Mädchen, welches bei seinem Bruder, einem Wittwer, lebte. Dein guter Vater hat dies noch erlebt. Nach seinem Tode erhielt Herr von Braunsfels, der im Kriege eine Verwundung erhalten hatte, die ihn dienstunfähig machte, die Stelle hier. Er ist ein rücksichtsvoller Mann und er bat mich aufrichtig, hierzubleiben und mich seiner kleinen Tochter anzunehmen. Das habe ich gethan und wir sind immer in Frieden mit einander ausgekommen. Ernst und seine junge Frau lebten in der Residenz und Jedermann prophezeite ihm eine hohe Zukunft. Du weißt, wie vortrefflich er war, welch' ein Vorbild für alle seine Freunde. Sein Bild und Beispiel in Alfred wach zu erhalten, ist jetzt meine Lebensaufgabe."

„Alfred?"

„Ja, sein Sohn. Nachdem erst er, dann seine Frau uns entrissen worden waren, nahmen wir den Knaben hierher. Er ist seines Vaters Ebenbild."

„Ja, ich sah ihn schon. Sprich aber jetzt von meinem Vater. Wie starb er? Gedachte er meiner noch?"

Mit zitternder Stimme wurden die Worte gesprochen — die Mutter schwieg und sah zu Boden, aber ihre Hand glitt liebkosend, als wolle sie ihn trösten, über sein Haupt.

„Also nicht!" — murmelte er endlich, und wieder streifte sein Blick scheu ihr Antlitz.

„Herbert, er war ein alter, kranker Mann von dem Tage an, wo Du uns verließest. Dieser Schmerz ergriff ihn so tief, daß selbst Ernsts Laufbahn ihn nicht darüber zu trösten vermochte."

Da entstand eine lange Pause. Herbert Starff war aufgestanden und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Als sie dann wieder sprachen, war es von gleichgültigeren Dingen — über die Verwandtschaft, über die Ereignisse unter Freunden und Bekannten. Endlich,

als es schon dämmerte, gingen sie zusammen hinunter in die große Wohnstube.

„Du mußt den Ludwig Braunsfels kennen lernen, er ist ein guter Mensch, und dann mußt Du auch mit Deinem Neffen Freundschaft schließen!“

Beides geschah. Frau von Starff eilte mit jugendlicher Geschäftigkeit hinaus, um für ein festliches Abendessen zu sorgen und das Gastzimmer in Stand zu setzen. Herr von Braunsfels führte den Gast in sein Schreibzimmer, wo Alles noch lag und stand wie ehemals, und es ging ein Stich durch des Heimgekehrten Herz . . . dort das Fenster — der Schreibtisch — jene Thür! Es war zu viel. Den großen Mann erfaßte ein Schwindel. Nach Athem ringend, ohne seines Wirthes freundliche Aufforderung, Platz zu nehmen, zu beachten, ging er hastig durch das Zimmer durch und trat in das nebenan liegende, kleine Gemach, in welchem einst seine Mutter gewohnt. Aber hier war Alles vollständig verändert. Die Einrichtung zeigte bescheidene Eleganz, die Wände waren mit Bildern bedeckt, viele Blumen blühten in den Fenstern.

„Ach, Sie feiern alte Erinnerungen," sagte der Hausherr harmlos, „dies Zimmer ist jetzt der Lieblingsaufenthat meines Töchterchens."

Starff hörte die Worte kaum. Er setzte sich mechanisch und blickte aus dem Fenster. Herr von Braunsfels lächelte, dann nahm auch er Platz und sie sprachen über Amerika. Dabei erholte sich sein Gast von seiner fast unhöflichen Zerstreutheit, wurde wieder heiter und gesprächig und berichtete mehr von seinem Leben, als er der Mutter mitgetheilt hatte.

„Nun, und jetzt sind Sie hoffentlich gekommen, um Ihrer theuren Mutter reichen Ersatz zu bieten für die langen Jahre der Entbehrung. Wie? Sie bleiben doch ganz in Deutschland?"

„Das kann ich nicht. Bedenken Sie, daß ich Fabrikherr bin. Ich habe mich auf ein Vierteljahr freigemacht; diese Zeit muß ich gut ausnützen." Er lachte. „Sehen Sie, ich hätte große Lust, mir eine Frau aus Deutschland mitzunehmen. Die Amerikanerinnen gefallen mir nicht — ich verstehe mich überhaupt nicht auf Frauen, aber ich glaube doch, daß sie hier besser, gemüthvoller sind als dort."

„Um Himmelswillen, reden Sie nur nicht so laut von dieser Absicht, Sie alarmiren sonst die ganze Gegend," lachte Herr von Braunsfels, „haben Sie sich denn schon ein Ideal gebildet? Ein Gretchen mit blonden Zöpfen?"

„O nein," versetzte Starff ganz ernsthaft, „ich ziehe die Brünetten vor."

„Ah — und natürlich muß sie schön sein!"

„Wozu?" versetzte Starff kopfschüttelnd, „davon verstehe ich nichts. Sehr jung muß sie sein, um drüben leichter heimisch zu werden — nun und dann recht hübsch, o ja, dabei heiter und gesund und liebenswürdig. Ich träume manchmal von solch einer Frau, wie ich sie mir wünsche, sie ist schlank und fein, noch fast ein Kind, hat dunkle Locken und ein rundes Gesicht mit vergnügten Augen —"

Hier wurde er durch ein eigenthümliches Geräusch unterbrochen. Es kam vom Ofen und klang wie unterdrücktes Kichern — dann ein Prusten, ein Erstickungsanfall und endlich ein unauslöschliches, nicht mehr zu bezwingendes Gelächter.

Auch Herr von Braunsfels war anfangs er-

schrocken gewesen, jetzt aber rief er plötzlich: „Eugenie! Welch' ein Benehmen!"

Hinter dem Ofen war eine Nische mit einer kleinen Bank darin, und dort erschien jetzt ein dunkler Lockenkopf, fuhr schnell wieder zurück und erschien noch einmal.

„Komm doch zum Vorschein, Kind, was soll das heißen? — Herr von Starff — meine Tochter, die vieler Nachsicht bedarf!"

Ein noch schmächtiges, aber ideal gewachsenes Mädchen stand vor ihm, in knappem dunklem Kleidchen, mit weißem, zurückgebogenem Kragen, über den ihre dunklen Locken fielen. Ihr Gesicht war das eines hübschen, fröhlichen Knaben — aber sehr roth vor Verlegenheit.

„Weshalb lachtest Du denn so, Eugenie?"

„Ich weiß nicht," murmelte sie, „es kam mir nur so spaßhaft vor —" von Neuem begannen ihre Augen zu funkeln vor übermüthiger Heiterkeit, „wirklich, es klang Alles so — so —"

„So?" fragte Starff, die Hand, die sie ihm reichte, festhaltend.

„Als solle ich es sein!“ Stürmisches Gelächter — dann zog sie ihre Hand fort und lief aus dem Zimmer.

Herr von Braunsfels lachte.

„Sie ist erst sechszehn Jahr alt,“ sagte er entschuldigend, „und sie wächst hier in der Einsamkeit auf, so ist sie ein Kind geblieben und — bleibt es hoffentlich noch recht lange. Wir sind hier in ihrem Zimmer, müssen Sie wissen, und das Eintreten eines Fremden hat sie wahrscheinlich erschreckt und hinter den Ofen getrieben.“

Starff wußte nicht recht, was er sagen sollte, er hätte am liebsten gelacht, denn die Sache erschien auch ihm plötzlich sehr kurios — hatte er sie doch mit seinen Worten hingemalt. Unüberlegte Worte waren es gewesen und es hatte ihn seltsam erfaßt, wie sie so augenblicklich Verkörperung gewannen und vor ihm standen. Auf alle Fälle ein lieblicher Willkomm in der alten Heimat!

Elftes Kapitel.

Als er dann aber allein war in seinem Zimmer, das er schon als Student bewohnt hatte, da wälzte sich von Neuem eine schwere Last auf sein Herz und erstickte alle Bilder möglichen Glückes. Durfte er denn überhaupt daran denken, sein Leben mit dem eines unschuldigen, frohen Kindes zu verbinden, immer unter dem Damoklesschwert dieses dunklen Schattens lebend?

Wie er unruhig da stand und in das Licht blickte, als läse er dort eine Antwort, klangen in der Kammer noch Stimmen.

„Komm, Alfred, laß Dich ordentlich zu Bett bringen," ermahnte die Stimme des Dienstmädchens, „welch' eine Art ist das, auf allen Stühlen herumzuspringen!"

„Ich mag hier nicht schlafen, ich fürchte mich. Der Onkel aus Amerika mit dem großen Bart schläft nebenan. Er wird in der Nacht kommen und mich auffressen. Es ist der Onkel, den die Tante Dolores nicht leiden mag, und ich habe gehört, wie Fräulein Josline zu Fräulein Justine sagte, er sei ein schrecklich böser Mann."

„Wirst Du ruhig sein und Vernunft annehmen?" zankte das Dienstmädchen, „jetzt ist es 10 Uhr und Du hast noch kein Auge zugethan."

„Aber mein armer Papa," klagte Alfred weinerlich, „hat auch gesagt, daß der Onkel schlimm gewesen ist. Ich habe es gehört, wie er hier war, mit mir, im Herbst — da hat er neben der Tante Dolores auf der Bank gesessen, unter den alten Bäumen drüben, und hat gesagt: Es wäre gut, wenn der Onkel Herbert nie wiederkäme."

Die Stimmen verhallten.

Starff stand noch ebenso da und starrte ins Licht, eine Ader auf seiner breiten Stirn war stark geschwollen, und seine harte Hand ballte sich. Das Blut aber war ihm so jäh zu Kopf gestiegen, daß

sein Gesicht fast braunroth aussah. Eben hätte sich der kleine Knabe nicht ohne Grund vor ihm gefürchtet.

Aber die heftige Aufwallung war nicht von langer Dauer; seine angeborene Sorglosigkeit, seine Gutmüthigkeit hatten im Leben zwar harte Erschütterungen erlitten, aber sie waren unverwüstlich. Wie ihn vorhin unten die Erscheinung der hübschen Eugenie rasch die qualvollen Erinnerungen in seines Vaters Zimmer vergessen ließ, so zerstreute jetzt ein Blick aus dem Fenster seine zornige Aufwallung. Dort drüben stand, vom Mondlicht umstrahlt, das alte Kloster. Der Wallgraben, die alten Eichen, die Einfriedigungsmauer waren deutlich zu erkennen.

Dolores weilte also noch in diesen Mauern. Sie hatte sich nicht verheirathet, sie war nicht Mutter von zehn Kindern — das zu hören hatte er erwartet. Er hatte gar nicht nach ihr gefragt. Eine sonderbare Scheu, die eines bald vierzigjährigen Mannes gar nicht würdig war, hatte ihn davon abgehalten.

Am nächsten Morgen aber, als er mit seiner Mutter einen Spaziergang durch den von vielen sandigen Wegen durchkreuzten Wald machte, fragte er,

nachdem sie sich über Schloß Starffeck ausgesprochen hatten, rasch:

„Nun, und wie ich höre, ist Dolores noch in Altenkloster.“

„Ja. Sie kommt sehr selten nach Starffeck. Es nützt nichts, mit ihr hierüber zu reden.“

„Weshalb hat sie sich nicht verheirathet?“ fragte er nach einigem Zögern.

Frau von Starff zuckte die Achseln.

„Wen sollte sie denn heirathen? Sie lebt wie eine Nonne, ist ziemlich wunderlich und unumgänglich geworden, völlig verbittert. O, es ist sehr schade! Da hat Mathilde ein schweres Unrecht begangen, daß sie dies Kind in liebeleerer Verbannung aufwachsen ließ. Dolores hat in sich ein brennendes Herz, die ungestillte Sehnsucht nach Glück und Liebe begraben — jetzt, fürchte ich, ist es zu spät, weichere Gefühle in ihr wieder erwecken zu wollen. Sie ist nicht mehr jung genug, sie ist von Natur stolz und herbe und ihre Existenz hier ein zweckloses Hinvegetiren. Aber es giebt so manches im Leben, dem wir zusehen müssen, weil wir nicht weise und gläubig genug sind, ihm ab-

zuhelfen. Mir ist der Schlüssel zu ihrem Herzen nicht gegeben. Noch nie gelang es mir, sie aus ihrer kühlen Reserve zu locken. Ihre tiefgewurzelte Antipathie gegen Alles, was Starff heißt, erschwert mir diese Liebespflicht. Die Sympathie, welche Mensch zu Mensch zieht, ist etwas Räthselhaftes und läßt sich nicht geben. Solch eine Sympathie führte mir ihren Bruder Eugen zu, schon als er noch ein Knabe war . . . und dieser junge Selbstherrscher, unter dessen Launen seine ganze Umgebung litt, war mir gegenüber der liebenswürdigste, offenherzigste Charakter. Er, der Niemand lieben soll, als sich selbst, hing mit Zärtlichkeit an mir. Seine Mutter sah dies — und es machte sie sehr eifersüchtig. Du kennst Mathilde. Sie fürchtete überdies meinen pietistischen Einfluß auf ihren Sohn — sie hält es für krankhaft, nimmt ein Mann einmal ein Gebetbuch zur Hand. Deshalb hält sie ihn fern unter dem Vorwand, sie wolle eine zu große Vertraulichkeit zwischen ihm und Eugenie nicht begünstigen. Das klang recht verständig — aber es war nicht der Grund. Aber da redet man und redet man," unter-

brach sie sich heiter, „und weiß zuletzt nicht, wovon man angefangen hat!“

„Von Dolores,“ versetzte Starff ruhig, „es ist mir lieb, daß Du mir das Alles über sie gesagt hast. Ich habe immer ein großes Mitleid mit ihr gefühlt.“

„Ja, ja, ich weiß, Du warst immer ihr Freund, mochte sie noch so ungnädig sein.“

„Sonderbares Kind, wenn sie dastand und sich nicht rührte, sondern uns nur mit ihren schwarzen Augen so ernsthaft ansah, so als verachte sie uns Alle.“

„Genau so unliebenswürdig ist sie eben noch.“

Da entstand eine lange Pause. Frau von Starff hatte den Arm ihres Sohnes genommen. Wie glücklich und zufrieden blickte sie zu ihm hinauf. Sie beendeten ihren Gang unter jenem unerschöpflichen Geplauder, mit welchem sie die große Lücke auszufüllen strebten, die Einst und Jetzt trennte. Er brachte sie dann wieder bis an die Hausthür und schlenderte selbst, sowie er sich allein sah, dem alten Schlosse zu. Jeder Schritt brachte Erinnerungen aus seiner Knabenzeit, als er oft, mit kecker Neugierde, der Mauern und Gräben nicht achtend, ins innere Heiligthum des

Klostergartens gedrungen war, wenn er das Eisenthor verschlossen fand. Heute stand es aber offen und er trat ein. Er hatte sich als Kind immer gewundert über die vielen alten Damen, die so eifrig strickend und schwatzend unter den Kastanienbäumen auf Bänken saßen, und wunderte sich heute noch viel mehr, als er vorüberging und sie grüßte und viele herausfand, die er kannte und die akkurat ebenso aussahen wie vor vierzehn Jahren. Ihre Stricknadeln bewegten sich ebenso schnell und ihre Zungen waren ebenso beweglich. Es war ihm, als sei er gestern erst hier gewesen — und er hatte doch in der Zwischenzeit ein Leben gelebt!

Sein Erscheinen rief eine ungeheure Aufregung hervor. Einige hielten es für ihre Pflicht, aufzustehen und mit Ostentation fortzugehen, Andere waren zu neugierig dazu — nur eine einzige stand auf und kam herangetrippelt und rief mit ihrer dünnen Stimme:

„Mein Himmel, Herr von Starff — kennen Sie mich noch?"

„Wie sollte ich nicht? Fräulein von Delavare?"

„Ja, ja!" — sie erhob schelmisch drohend den

Finger und ihr kleines, altes Gesicht legte sich in hundert Falten des Wohlwollens. „Sie haben guten Grund, sich meiner zu erinnern, denn ich war Ihre einzige Freundin.“

„Sie waren immer gütig, Gnädigste.“

„Freilich,“ kicherte sie, „und ich habe Recht behalten. Jetzt kommt der wilde Ausreißer doch wieder, ein gemachter Mann, ein Fabrikherr, ein Millionär!“

„Also darüber ist man hier bereits unterrichtet! — Glauben Sie, meine verehrteste Freundin, daß ich meine Cousine sprechen kann?“

„Ja, das weiß ich nicht. Fräulein Dolores lebt für sich allein — man sieht sie oft tagelang nicht.“

Es kostete ihn Mühe, loszukommen, denn Fräulein Josline Delavare schien entschlossen ihn zu kapern. Fräulein Josline war, trotz ihrer siebzig Jahre, „das Kind“ im Stift. Sie that immer irgend etwas Unüberlegtes und wurde dafür getadelt, sie war lebhaft, unvorsichtig, lebenslustig und mußte deshalb noch erzogen werden. Ihrem Instinkt folgend, hatte sie Herbert Starff gern gehabt, ohne zu prüfen, ob er dessen werth sei oder nicht.

Endlich stand er wirklich vor der eisenbeschlagenen Thür und trat ein. Er ging in die Küche. Hier saß eine robuste Frau und schälte Kartoffeln. Ein mageres, blasses Mädchen lehnte müßig am Herd.

„Ist Fräulein von Starff zu Hause?" fragte er.

Die Köchin hielt mit Schälen inne und betrachtete forschend den breitschultrigen großen Herrn mit der rostbraunen krausen Haarfülle.

„Sie sind wohl von recht weit her," meinte sie dann kopfschüttelnd, „sonst würden Sie wohl wissen, daß es hier Fräulein von Starffs giebt, wie Sand am Meer."

„Richtig!" versetzte er lachend, „also sagen wir Fräulein Dolores!"

„Da! Spring herauf, Jeannette, und sag es Deiner Herrin."

Das Mädchen nahm die Karte des Herren und lief davon, wie ein Wiesel.

„Wundern sollt' mich's!" brummte die Köchin und sah den Herren wieder von der Seite an, während sie die Kartoffeln ansetzte.

Jeannette kam nach kurzer Zeit zurück mit einem

Gesicht, als hätte ihr Jemand einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf gegossen.

„Ich — ich —“ stotterte sie, und gab die Karte zurück. Auf dieser aber stand deutlich zu lesen: wird nicht empfangen!

Starff wurde dunkelroth vor rechtschaffenem Aerger, drehte sich um und ging davon. Viele neugierige Augen folgten ihm von der Stelle des Gartens her, wo die Bänke unter den schattigen Kastanien standen.

„Wie doch Brüder so verschieden sein können!“ seufzte Fräulein Emmerance.

„Ich wünschte, wir hätten die Privilegien eines Klosters,“ bemerkte eine streng aussehende alte Dame, die Wittwe eines längst verblichenen Reichsgrafen von Schimmelswerth, und in Folge dieser Würde die Königin des Stiftes, „damit nicht ein so schrecklicher Mensch, wie dieser, hier ohne Weiteres eindringen kann.“

„Aber das wäre fürchterlich!“ rief Fräulein Josline, „ich habe noch gar keine Lust, mich als Nonne zu begraben.“

„Sie wollen damit doch nicht sagen, daß Sie sich entschließen könnten, ihn zu heirathen?“ rief der

Thor, „einen Menschen, über den man sich so dunkle Sachen zuflüstert? — Raub, Mord, Frevelthaten aller Art, beflecken seine Vergangenheit.“

„Das macht ihn interessant!“ kicherte die unverbesserlich leichtsinnige kleine Dame, die das französische Blut in ihren Adern nie verleugnen konnte und fürs Leben gern den blumengeschmückten Schäferhut auf ihre zahllosen grauen Löckchen setzte.

Starff war unterdessen nach dem rothen Hause zurückgegangen und ging ins Wohnzimmer. Hier stand die schlanke, dunkeläugige Eugenie und füllte zwei große Vasen mit den schönsten Blumen. Sie wurde etwas roth, als er eintrat, und biß sich in die Lippen und that, als sähe sie ihn nicht, bis sie das Alles aufgab und unverhohlen lachte.

„Weshalb wollen Sie fortlaufen, Fräulein Eugenie — Sie fürchten sich doch nicht vor mir, wie mein kleiner Neffe?“

„Ach, nicht im Mindesten! Alfred ist der dümmste Junge von der Welt. Ich dachte nur“ — sie stockte und erröthete und steckte eilig die Blumen in die Vase — „Ach, Sie können sich's doch denken! Ich muß

immer wieder an die dumme Geschichte von gestern denken."

„Schenken Sie mir doch eine solche Rose, kleiner Wildfang."

„O, nicht diese Schönste! Sie ist noch voll Thau! Ich wollte sie der Großmama hinaufbringen, die hat solche Freude daran . . . o . . es ist zu drollig!"

„Und was ist denn so drollig?"

„Daß — daß Sie der Sohn von der Großmama sind — wie ein kleiner Junge!"

„Wenn Sie meine Mutter ‚Großmama' nennen, so bitte ich mir aus, daß Sie mich Onkel nennen."

„Darf ich?" rief sie rasch, wirklich? wirklich? O! Und auch Du?"

Sie hatte ihre beiden schmalen Hände auf seinen Arm gelegt und blickte ihn erwartungsvoll an — augenscheinlich war sie hoch erfreut, und sein Herz wurde warm, als er in das zarte Antlitz sah, welches sich ihm vertrauensvoll zuwandte. Er fühlte, daß er um seiner Mutter willen schon einen Platz in diesem kindlichen Herzen habe, und es lag etwas balsamisch

Wohlthuendes in diesem Bewußtsein — es war wie ein Trost. Ein Trost — wofür?

Starff war eine zu impulsive Natur, um sich über sich und seine Empfindungen klare Rechenschaft abzulegen. Er wurde sich selten der innersten Triebfeder seiner Handlungen bewußt. Er hatte sich eben noch verstimmt und gekränkt gefühlt über die herbe, schnöde Art, mit welcher er von der Klosterpforte abgewiesen worden war, und seltsamer Weise lag in Eugeniens klaren Augensternen eine Linderung seines Verdrusses.

„Und — Du?" wiederholte er, „das könnte doch nur gegenseitig sein, und ob ich Fräulein von Braunsfels Du nennen darf — das müssen wir doch erst — den Papa fragen."

„Wir wollen gleich fragen!" rief Eugenie stürmisch. „Ja? Er ist in seinem Zimmer. Ach, es wäre doch so viel, viel hübscher. Wie soll ich denn ‚Sie' zu Ihnen sagen, wenn Sie mir so bekannt vorkommen und so gemüthlich sind! Aber ist es Ihnen auch Recht? Es war vielleicht sehr, sehr unbescheiden von mir?"

Und das zarte Roth, welches plötzlich ihr Ge-

sichtchen überflog, wie der Vorbote kommender, mädchenhafter Scheu und Reserve, kleidete sie so allerliebst, daß Starff, wenn er jetzt seinem Herzen gefolgt wäre, die unschuldige Stirn geküßt hätte.

„Mir Recht? Ich denke, es soll mir sehr Recht sein!“ sagte er lächelnd, und Eugenie nahm dies als willkommene Erlaubniß, um die Thüre zu ihres Vaters Zimmer zu öffnen und eifrig zu fragen:

„Papa, der Herr aus Amerika will, daß ich ihn Onkel nenne, und wir wollen uns Du nennen, nicht wahr, Du erlaubst? Du bist mein bestes Väterchen und erlaubst? Sieh' nur nicht so zerstreut aus, ich bitte Dich, und es ist auch gar nicht nöthig, daß Du aufstehst, Du kannst an Deinem schrecklichen alten Schreibtisch sitzen bleiben. Du brauchst nur Ja zu sagen.“

Aber Herr von Braunsfels stand doch auf und kam auf Starff zu, der mit etwas unbehaglichem Gesicht in der offenen Thüre lehnte!

„Was sagen Sie zu diesem Mädchen? Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie es zugegangen ist. Eugenie hat eine Eigenthümlichkeit: sie kann die ‚fremden

Menschen' nicht leiden. Sie will mit Jedem auf vertrautem Fuße stehen. Ich denke, es ist vielleicht das Beste, Sie behandeln mein Fräulein Tochter als Kind und gehen auf ihre Anträge ein! Wenn Dich der Onkel aber nachher gelegentlich in die Ecke stellt, Eugenie, so darfst Du Dich dann nicht beklagen!"

„Ich beklage mich über nichts!" rief Eugenie glückstrahlend, und sie nahm des neuerworbenen Herrn Onkels Hand mit beiden Händen und zog ihn mit sich fort. „Wir wollen in den Garten, Onkel Herbert, und es der Großmama sagen. Ich habe einen großen, alten, prachtvollen Onkel bekommen! Jetzt lache ich Alfred doppelt aus!"

„Du bist ein Wirbelwind, kleine Freundin."

Sie senkte plötzlich beschämt den Kopf.

„Ich will versuchen, gesittet zu sein," murmelte sie, „ich weiß schon, ich weiß schon — aber o, es ist sehr hart, eine Dame zu sein. Papa hat gesagt, er gäbe mir eine Galgenfrist, bis zu meinem siebzehnten Geburtstag, der ist im kommenden Jahr im Mai. Dann aber muß es werden, sagt er. Wenn Du doch

auch bis dahin Geduld mit mir haben wolltest. Wie?“ und sie sah ihn überredend an.

„Sie ist entzückend,“ dachte er bei sich, und alle seine schweren, bitteren Kämpfe in dieser Nacht waren vergessen; „ob der Stand des ‚alten Onkels‘, zu dem ich plötzlich avancirt bin, neben seinen Pflichten nicht auch einige Rechte hat?“

Als sie in den Garten traten, horchte Eugenie plötzlich hoch auf. Durch den Wald klangen gedämpfte Hufschläge.

„Sie sind es!“ rief sie und lief mit leichten, raschen Schritten auf die Gartenpforte zu. Im selben Augenblick kam ein Pony mit einer Reiterin den Weg herangaloppirt, und eine Minute später folgte ein Reiter.

Eugenie warf die Pforte auf, Dosy sprang von ihrem Pony, sie fielen sich Beide um den Hals, sie küßten sich und drückten sich, und liefen, ohne sich um irgend Jemand in der Welt noch zu kümmern, mit einander ins Haus. Starff blieb es überlassen, den Pony einzufangen.

„Also wahrhaftig!“ — rief jetzt Eugen, der auch herangekommen war, „heute früh hörten wir die un-

glaubliche Nachricht und da half kein Demonstriren der Mama, die es für eine Klatschgeschichte der Stiftsdamen erklärte, wir kamen her — und finden Dich! Ich erkenne Dich wieder, Herbert, obwohl Dein Haar und Dein Teint etwas südamerikanischer aussehen als früher!" und Eugen reichte dem Vetter beide Hände.

Sie standen sich gegenüber und betrachteten sich zuerst schweigend, der Eine so voll Kraft, Leben und Natürlichkeit, der Andere schlank und fein, wie ein Prinz aus der alten polnischen Königszeit, mit dem schmalen, blassen Gesicht, der weißen Feder auf der grünen Kappe, der schneeweißen Hand, die nie gearbeitet hatte! Aber noch seltsamer war der geistige Kontrast zwischen den beiden Repräsentanten der ältesten Linie des Hauses. Das kräftige Gesicht des Mannes, der das Leben kennen gelernt hatte, der in zwei Welttheilen Gefahren, Sturm, Elend und Arbeit durchgemacht hatte, war so jugendlich frisch und jovial — und der Andere, welcher noch nie loskam von der mütterlichen Hand, sah matt und lebensüberdrüssig aus, als gebe es nichts mehr, was ihm neu gewesen wäre.

„Wie wird sich Tante Wilhelmine gefreut haben!“ sagte Eugen endlich.

Sie gingen ins Haus. Herr von Braunsfels blieb aus zarter Rücksicht unsichtbar, so waren die Starffs allein. In der Art, wie Eugen seiner Tante die Hand küßte, lag eine Verehrung, die ihm augenblicklich seines Vetters Herz gewann, und sie streichelte sein Haar, blickte ihm mütterlich zärtlich in die Augen und nickte ihm zu.

„Mein lieber Junge, ich sehe daß Du Dich mit mir über dies Glück freust und ich bin Dir dankbar,“ sagte sie.

Dosy kam auch endlich mit ihrer Freundin herein — sie hatten sich zu viel zu erzählen gehabt.

„Da!“ sagte Eugen vorstellend, „erkennst Du sie wieder?“

„Die kleine Dosy, welche Purzelbäume schlug und den kleinen Brummbären imitirte, um den Herrn Bruder zu amüsiren,“ sagte Herbert lachend, „ich vergesse nie, wie mir Tante Charlotte einmal sagte: „Baby ist ein sehr nützliches Kind!“

„Das ist sie immer noch,“ sagte Frau von Starff

liebevoll, „kannst Du Dich noch auf den Vetter besinnen, Dosy?“

„Nicht im Geringsten,“ lächelte Dosy, „aber das macht ja nichts. Was ein Vetter Starff ist, wird lieb gehabt!“ und sie umarmte ihn mit verwandtschaftlicher Vertraulichkeit.

„Ich muß gestehn, mir geht es gut, seit ich wieder in Europa bin,“ lachte Starff, „es ist was Schönes um den Korpsgeist in unserer Familie!“

„Er ist aber auch mein Onkel,“ murmelte Eugenie eifersüchtig.

„Was flüstern Sie da, Fräulein Eugenie?“ fragte Eugen amüsirt und wandte sich zu ihr, „wie wollen Sie diese Verwandtschaft beweisen?“

Sie schwieg verlegen. Eugen war ihr ein ‚Fremder‘ geblieben und sie betrachtete ihn mit Scheu, aus vorsichtiger Entfernung. Er imponirte ihr in seiner vornehmen, lässigen Ruhe, die so wenig „gemüthlich“ war, und nichts in der Welt hätte sie dazu gebracht, ihn anzureden oder vor ihm anders, als gesetzt zu sein. Sie fühlte sich geschmeichelt, wenn er sie bemerkte, und

doch war es ihr unangenehm, wenn es geschah, weil sie sich zu blamiren fürchtete.

„Ehe wir wieder fortreiten," sagte Dosy endlich aufspringend, „will ich noch ins alte Kloster, um Dolores zu sagen, daß wir sie erwarten. Ich komme gleich wieder, Eugen."

Sie nahm ihr langes Schleppkleid über den Arm und ging hinaus. Als sie aus der Pforte wollte, stand Jemand plötzlich neben ihr und öffnete dieselbe. Es war der Vetter Herbert.

„Du gehst zu Dolores, liebes Herzchen? Sei ein gutes Kind und frage sie, weshalb sie mich nicht sehen will!"

„Will sie nicht? Das ist recht unfreundlich von ihr."

„Ganz meine Meinung, kleine Dosy! Sage ihr, daß ich kein Menschenfresser sei . . . . Ueberhaupt lege ein gutes Wort für mich ein, willst Du?"

„Gerne!" versetzte Dosy, und lief davon.

Ihr standen natürlich alle Thüren des Stiftes offen, und ungehindert, hier und da freundlich begrüßt, lief sie die langen Korridore hinab, bis sie an eine aufwärts führende Wendeltreppe kam. Hoch über

den Anderen, in einem runden Thurmgemach, wohnte ihre Schwester, welcher, als der Jüngsten, die steile Treppe nicht beschwerlich fiel. Sie war hiermit auch von allen übrigen Bewohnerinnen des Stiftes sehr abgeschieden, aber die Treppe allein war nicht Schuld daß fast niemals an ihre Thüre geklopft wurde.

Dosy that es schüchtern. Sie fürchtete sich ein wenig vor der so viel älteren, ernsten Schwester, die sie kaum kannte, und sie wartete ängstlich hinter der Thüre. Es dauerte einige Zeit, endlich fragte eine tiefe, weiche Stimme:

„Wer ist da?"

„Dosy!"

„Dosy? Warte ich riegele auf."

Der Riegel rasselte und die Thüre that sich auf. Dosy trat in ein Gemach, dessen Fenster verhangen waren, so daß es nicht leicht war, alle darin befindlichen Gegenstände zu erkennen, aber es machte einen freudlosen, düsteren Eindruck. Vor ihr stand eine hohe, schlanke Dame, in einem sehr einfachen, altmodischen schwarzen Seidenkleide, ein goldenes Kreuz auf der Brust. Im ersten Augenblick wurde man

lebhaft an das Jugenbild der Komtesse Mathilde Eckermann erinnert, so groß war die Aehnlichkeit in Haltung und Figur, aber bei näherer Betrachtung verblich dieser Eindruck. Dolores war nicht schön, sie hätte es vielleicht sein sein können, wenn nicht ein finsterer Ernst die Züge verdunkelt hätte. Ihr dickes schwarzes Haar fiel vorne tief in die Stirn und war am Hinterkopf in breiten Flechten etwas nachlässig aufgesteckt, dadurch erschien der Kopf beschwert und die Stirne gedrückt.

„Liebe Dolores," sagte Dosy, „Mama läßt Dir sagen, daß sie am Dienstag den Wagen schicken kann, oder, wenn Du es wünscheſt, am Sonntag, aber Montag, das ginge nicht, denn da kommen ja die Delavares. Ist das nicht herrlich, Dolores?"

„Vermuthlich, aber was geht das mich an? Ich muß also am Sonntag kommen, denn Dienstag fangen die Tapezierer bereits mit ihrer Arbeit in diesem Zimmer an."

„O, dann wirst Du dabei sein, wenn Bellie und Pussie ankommen! Wundervoll!"

„Ich werde Euch nicht inkommodiren, sei ruhig. Sind meine Zimmer in Stand gesetzt?“

„Ja, natürlich. Dolores, der Vetter Herbert läßt Dich grüßen, und Dich fragen, weshalb Du ihn nicht hast sehen wollen.“

„Weil ich keine Lust hatte.“

„Es thut ihm so leid. Er ist ein so lieber Mensch.“

„Wahrscheinlich ist er das,“ war die ironische Antwort.

„So, nun hätte ich wohl Alles gesagt! Doch noch Etwas. Mama sagt, Du möchtest Deine Kammerjungfer mitbringen, da Friederike und Henriette durch die Delavares sehr in Anspruch genommen sein werden.“

„Seid nur ohne Sorge, ich beanspruche keines Menschen Bedienung, und so wie mein Ofen gesetzt und meine Stube neu tapeziert ist, kehre ich hierher zurück.“

Dosy entfernte sich seufzend. Weshalb nur Dolores so ganz anders war, als andere Menschen?

„Nun?“ fragte Herbert Starff, sowie sie ins Zimmer trat.

„Dolores ist schrecklich unliebenswürdig," klagte Dosy.

„Die alte Geschichte," versetzte Eugen, „Mama pflegte zu sagen: es ist ein Unglück, wenn sich solch ein Mädchen nicht verheirathet! Nun, ich muß gestehen, das ist eine hübsche Zumuthung für uns Männer. Weißt Du nicht drüben in Amerika Einen, der sich nach einer unliebenswürdigen und verschrobenen Frau sehnt? Doch wir müssen fort, Dosy! Wann wird Starffeck die Ehre haben, Vetter —?"

„Sehr bald, lieber Eugen, denn ich möchte doch Tante Mathilde erst fragen, was die Familie zu meiner Absicht sagt, in Schönitz die Firma Starff und Comp. in schwarzen Riesenlettern längs der Front eines Fabrikgebäudes hinzuschreiben."

„Ist das Dein Ernst?" fragte Eugen betroffen und hielt im wichtigen Geschäft des Handschuhknöpfens inne.

„Er entfärbt sich!" lachte sein Vetter. „Ich wiederhole Dir, daß ich mich dem Familienbeschluß unterwerfe."

„Tante Lottchen wird in Ohnmacht fallen," rief

Eugen, „sie, die heute noch mit Stolz erzählt, daß sie einem sehr reichen jungen Mann entsagte, weil er der Sohn eines Fabrikbesitzers war. —“

„Nein, nein Eugen, sondern weil er Brei hieß!“ — protestirte Dosy, „und ich muß gestehen, das war kein hübscher Name!“

„Sie hat noch jahrelang von einem Hirsebrei geträumt, und wenn das geschah, war es jedes Mal ein böses Omen. Diese Nacht hat sie aber von einer schneeweißen Schlange geträumt, die vor der Thüre des Ahnensaales gelegen ist und sich zischend erhoben hat, als sie eintreten wollte. Das hat ihr die Freude an den Delavares absolut verdorben, denn ich sagte ihr, Komtesse Isabelle sei die weiße Schlange und werde Unglück und Verwüstung über unser Haus bringen!“

Zwölftes Kapitel.

Sie waren gekommen!

Das war ein Jubel, der kein Ende finden wollte, ein Lachen, Fragen, Antworten, Mißverstehen und Aufklären, bis man sich endlich im Salon zusammengefunden und hingesetzt hatte und Einer Alle und Alle Einen ansahen, noch athemlos und aufgeregt.

Denn es hatte eine Zeit gegeben, da waren die Häuser Schönbach und Starffeck „ein Herz und eine Seele" gewesen, und dieses alte Freundschaftsgefühl schlug beim Wiedersehen plötzlich in Flammen und drohte sogar Eugens kühle Reserve zu durchbrechen. Dosy aber war völlig der Raub ihrer übergroßen Freude.

„O, Bellie, Bellie — Du siehst noch ganz so aus wie damals — aber über Pussie kann ich mich nicht genug wundern. Solch ein Pussie!"

Allgemeines Gelächter und Puſſie dehnte ſeine ſüperbe Geſtalt im Fauteuil und ſtrich ſich den Schnurrbart, der, wie Eugen bemerkte, mit der Elle zu meſſen war.

Zufrieden ſchmunzelnd blickten die Eltern auf ihre Kinder und nickten ſich dann zu. Baronin Mathilde ſah erhaben triumphirend aus. Dieſer Plan, mit ſtarker Hand zu Ende geführt, verſprach aber auch, ein Meiſterſtück zu werden!

Das gräfliche Ehepaar war die Quinteſſenz alles deſſen, was man vornehm, diſtinguirt, großſtädtiſch nennt. Er, ein wohl konſervirter ſchlanker Herr, äußerſt ſorgfältig friſirt, mit einem engliſchen Backenbart, piquefein gekräuſelt, aber von diskreten Dimenſionen, ſie eine zierliche kleine Frau, in Duft, in Spitzen, in Atlasſchleifen gehüllt, von ſüßen Modeparfums umſchwebt, eine verblühte Schönheit zwar, aber noch jugendlich, herzgewinnend durch ihr wohlwollendes Lächeln, ihre verbindliche Gefälligkeit. Tante Paulinens angenehmes Temperament war keine Phraſe geweſen.

Puſſie, das heißt Graf Dagobert, war ein ſchönes

Exemplar der menschlichen Rasse, groß, dick, faul und gutmüthig wie ein Neufundländer, pflegte er zu den meisten Dingen in dieser Welt phlegmatisch zu lächeln. „Er ist himmlisch, der Pussie!“ sagte seine Mama von ihm, und Niemand widersprach ihr. Obgleich er nur so viel sprach, als zum Fortkommen in der Welt nöthig war, langweilte er sich doch nie. Er konnte eine Stunde lang dasitzen und mit seinen Sporen im Takt klirren, und er besaß die beneidenswerthe Fähigkeit, aus diesem Geräusch all seinen Bedarf an Amüsement und Denkstoff zu schöpfen. Er war jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, aber er hatte sich noch nie verliebt, weil das eine schreckliche Anstrengung sei, der er sich nicht gewachsen fühlte. Nur wenn es galt, eine Ungerechtigkeit niederzuschlagen, oder einem Freunde beizustehen, erwachte er aus seinem Phlegma und wurde ein Löwe.

Und Isabelle? Nun, Isabelle war sicherlich keine klassische Schönheit, aber sie war bezaubernd. Ein prachtvolles Geschöpf, mit dem Wuchs einer Venus und dem Haar einer Loreley, goldroth flimmernd, groß gelockt, üppig und scheinbar in wilder Regel-

losigkeit waren diese verschwenderischen Massen aufgebaut, von silbergestickten blauen Bändern durchflochten, so daß man an die Frauenbilder aus Schillers Jugendzeit erinnert wurde. Hier und da lösten sich weiche, zarte Lockenbüschel ab und fielen in die helle, sanfte Stirn und kontrastirten mit den tiefschwarzen Augenbrauen. Darunter ein Paar große, flüssigschimmernde dunkle Augen, darunter ein charmant abgestumpftes Näschen, ein rosenrother Mund mit ausdrucksvoll geschwungenen Lippen — und nun noch dies lilienhafte Kolorit, diese Hände, glatt und kühl wie Atlas, die weiche Stimme, die sanfte Melancholie ihres Lächelns, die Sanftmuth ihres Blickes, die unhörbaren, geschmeidigen Bewegungen — mein Himmel, das waren lauter Dinge, welche für Eugen unbezahlbar waren. Sie wird ein Balsam für seine Nerven sein — der Himmel segne sie!

Die Gräfin erging sich unterdessen in sanfter Extase über diesen lieben, lieben Eugen.

Sie hatte sich neben ihn gesetzt und ließ ihre bewegliche Hand leise durch sein Haar gleiten und flüsterte:

„Solch eine Ueberraschung, Sie so kräftig, so männlich geworden, wiederzusehen, lieber Eugen — so ganz, ganz Ihr lieber, armer Papa! Studiren Sie nur nicht zu viel! Sehen Sie, Pussie rührt nie ein Buch an — das ist so gesund. Aber Sie lesen gewiß die Nächte hindurch!"

Eugen dachte an den Stoß französischer Romane und fühlte eine Anwandlung zu lachen. Dennoch berührte ihn die Schmeichelei angenehm.

Graf Delavare schien ein völlig in den Anblick seiner schönen Tochter verliebter Vater zu sein. Er machte kein Hehl daraus, daß er in dem Glück schwelge, der Vater solch eines Kleinods zu sein. Die etwas renommistischen Lobpreisungen ihrer Vorzüge hätten leicht die entgegengesetzte Wirkung gehabt, wären sie nicht von seiner Frau mit weiser Klugheit benutzt worden, um einen viel größeren Effekt zu erzielen, als es ihm je gelungen wäre, hervorzurufen. Sie widersprach ihm beständig, sie lachte ihn aus, tadelte seine Eitelkeit und flocht dabei mit bewunderungswürdigem Geschick kleine beiläufige Bemerkungen ein, die für Komtesse Isabelle förmlich Reklame machten.

Isabelle selbst flüsterte mit Dosy, lachte leise, schloß die Augen und sagte, es wäre so herrlich im lieben Starffeck. Auf vieles Bitten ging sie zum Flügel, streifte ihre vielen goldnen Armbänder ab und begleitete sich selbst zu einem Liede. Ihre Stimme war so biegsam wie ihr ganzes Wesen und Eugen lauschte gefesselt, so sehr er sich selbst auch Vorsicht und Kaltblütigkeit predigte und sich sagte, daß jeder Blick und jede Miene auf Effekt berechnet sei.

Dosy's Vorschlag, in den Park zu gehen und die einstigen Spielplätze wieder aufzusuchen, fand großen Beifall. Tumultuarisch verließen sie das Zimmer und eilten ins Freie und sagten sich zum hundertsten Mal, in froher Aufregung, daß dies Alles doch wunderschön sei.

Wie rasch dieser Nachmittag verstrich, war kaum zu glauben. Als sie wieder in den Salon traten, meldete Johann bereits das Abendessen und zu gleicher Zeit trat auch Dolores ein. Gräfin Pauline eilte ihr sogleich entgegen und erklärte, sie umarmend, sie sei ein so böses Mädchen. Wahrhaftig, sie hätte garnicht gewußt, daß Dolores im Hause sei. Ob sich

wohl Isabelle je entschließen werde, ihr Haar so allerliebst einfach gescheitelt zu tragen, wie diese liebe Dolores? Eine Frage, welche Allen sofort den Unterschied zwischen Isabellens graziöser Chevelure und Dolores' schwerfälligen Haartracht klar machte. Dolores trat mit abweisender Miene in den Hintergrund des Zimmers. Isabelle aber kam auf sie zu, reichte ihr die Hand und und sah sie mit ihren seelenvollen Augen an.

„Wie freue ich mich doch, Sie wiederzusehen, wie geht es meiner lieben, kleinen Tante Josline? — So liebe Tage waren das in Altenkloster!"

„Isabelle, wann bist Du in Altenkloster gewesen?" rief Dosy staunend.

„Im vorigen Sommer, Herzchen. Ich besuchte meine Tante und wohnte in diesem lieben, prächtigen Stift."

„Und hast nie daran gedacht, daß Starffeck so nah ist?" schmollte Dosy.

„Herzchen, wie sollte ich nicht?" beschwichtigte Isabelle, den Arm um Dosy's Schulter legend, „aber Ihr war't in der Schweiz."

„Ah, richtig, ich vergaß. Nun bin ich aber noch böse auf Dolores, daß sie mir kein Wort davon gesagt hat“

Dolores stand wieder unbeweglich und sagte nichts. Sie war viel höher als die beiden Andern und blickte auf dieselben herab mit einem seltsam ironischen, fast mitleidigen Lächeln.

Eugen kam in diesem Augenblick, um Isabelle zu Tisch zu führen, denn ihre Mama hatte „zu Gunsten der Jugend“ seinen Arm abgelehnt.

Bellie hatte eine, vielleicht nicht ganz etikettenmäßige aber bezaubernde Art, ihre Händchen über den dem Arm des Kavaliers zu falten und mit einem halben Blick, so unter den langen, langen Wimpern hervor, zu ihm aufzublicken.

„Wie lieb Dolores ist!“ — sagte sie dabei innig.

„Lieb?“ wiederholte Eugen etwas zerstreut, denn so unglaublich es klingen mag, er fühlte heute zum ersten Mal die leichte Last solch einer kleinen Hand auf seinem Arm, sah zum ersten Mal solch ein Paar Augen in nächster Nähe vor sich — mit anderen Worten, er hatte noch nie eine junge Dame zu Tisch

geführt. „Ich bin natürlich gewitzigt," meinte er in seinen Gedanken, „und überhaupt zu erfahren, um mein Herz zu verlieren . . . aber daß sich Waldau, dieser grüne Knabe, dem schon Dosy's rothe Wangen den Kopf verdrehten, augenblicklich unrettbar in diese hier verlieben wird, da möchte ich doch meine Hand ins Feuer legen. Es ist unsaglich, wie schwach die Männer sind."

„Weshalb sehen Sie so ernst aus, lieber Eugen?" fragte Isabelle lächelnd.

„Ich philosophire."

„Wie schauerlich!" flüsterte sie schelmisch.

Das Eßzimmer war festlich erleuchtet. Der große zwölfarmige Leuchter über der silberblitzenden Tafel brannte aus allen seinen eisernen Lilien. Lancelot Waldau stand bereits mit Herrn Prostinger im Hintergrunde. Die Baronin stellte Ersteren der Gesellschaft vor, und Gräfin Pauline setzte sogleich ihr Augenglas auf und beschenkte ihn mit einem gütigen Lächeln und einem Blick des Wohlgefallens. Da es überhaupt ihr Lebensprinzip war, gegen Jeden so zuvorkommend wie nur möglich zu sein, so richtete sie

auch an den jungen Mann einige verbindliche Fragen ohne auf seine Antworten zu warten. Waldau verhielt sich so bescheiden, wie es seiner, in die Augen fallenden Erscheinung nur möglich war. Er gestattete sich nicht die Freiheit, die Komtesse zu mustern, obwohl ihn dieselbe mit herzgewinnender Freundlichkeit einige Male anredete und seine Antworten mit etwas weniger Zerstreutheit, als ihre Mutter anhörte.

„Solch ein wohlerzogener junger Mensch," flüsterte sie dann Eugen zu, „ist es denn wahr, daß Ihr Vetter Herbert aus Amerika zurück ist?"

„Gewiß. Können Sie sich noch auf ihn besinnen?"

„Aber gewiß, ich war ja schon acht Jahre alt, als er fortging. Ich schwärmte für ihn. Solch ein lieber, lustiger Student — er brachte uns immer zum Lachen, können Sie sich erinnern? So angenehm, ihn wiederzusehen."

Am glücklichsten war ohne Zweifel Dosy, welche nun einmal das Talent besaß, sich über alle Dinge in der Welt zu freuen. Ihr Nachbar, Graf Dagobert war kein sehr unterhaltender Gesellschafter, aber dafür war er, was oft noch anerkennenswerther ist,

ein guter Zuhörer. Es war aber unglaublich, was Dosy schwatzen konnte. Sein Beitrag zu den Kindererinnerungen, die sie auf diese Weise feierten, bestand darin, daß er von Zeit zu Zeit ein neues Erinnerungsfeld mit den Worten öffnete: „Und wissen Sie noch, Fräulein Dosy, wie wir eines Tages . . .“ oder: „Das war doch auch eine famose Geschichte damals . . .“ und dann bemächtigte sie sich mit Entzücken des Stoffes und ihr frisches Lachen, ihre harmlose Glückseligkeit mußten ihm nicht unangenehm sein, denn er wandte kein Auge von ihr. Waldau, der nicht wissen konnte, daß es die kindlichsten Reminiscenzen waren, welche die Beiden feierten, fuhr manchmal leicht zusammen und runzelte die schwarzen Brauen, wenn das Gelächter jener Beiden zu einem recht wohlklingenden Duett verschmolz.

Als man aufstand, sagte die Baronin mit gewohnter Herablassung: „Kommen Sie mit in den Salon, Herr Waldau?“ aber er, der sonst stets bereitwillig diese Einladung, wenn sie an ihn erging, annahm, entschuldigte sich und verschwand.

„So diskret!“ sagte die Gräfin Delavare.

Herr Prostinger zuckte die Achseln und sah bedeutungsvoll aus und Isabelle, die dies bemerkte, winkte ihn heran, sowie sie sich im Salon in die lauschigste Ecke gesetzt hatte und fragte mit verzeihlicher Neugierde nach der Ursache seiner mysteriösen Miene.

„Mit Respekt zu sagen, allergnädigste Komtesse," flüsterte der hochbeglückte kleine Herr wichtig, „mit dem Menschen ist was nicht richtig."

„Nicht richtig? O! Was denn?"

Herr Prostinger sah sich rechts und links um, als fürchte er feindliche Lauscher.

„Die Sache ist die," flüsterte er dann, die spärlichen Augenbrauen in die Höhe ziehend, „ich bin ihr nämlich auf der Spur: Er schreibt!"

„Er schreibt," wiederholte Isabelle mit sanfter Verwunderung, „Verse?"

„Pah, Verse! Briefe!"

„Haben Sie noch nie einen Brief geschrieben?" fragte sie mit ihrem musikalischen Lachen.

„Mein Himmel — mit Respekt zu sagen — davon rede ich nicht. Aber hören Sie! Jeden Abend

um neun Uhr verläßt dieser Mensch das Schloß und trägt einen Brief auf die Post."

„Sollte nicht vielleicht um neun Uhr die Post abgehen?" frug Isabelle schalkhaft.

„Wenn Sie gestatten, nein! meine Gnädigste. Sie dürfen wirklich nicht so ungläubig aussehen. Es ist eine bedenkliche Sache. Nehmen wir Alles in Allem; wie kam dieser Mensch hierher? Antwort: Auf wunderbare Weise. Frage: Haben wir ihn bestellt? Antwort: Nein! Frage: Wo kam er her? Antwort: Von der Landstraße. Erbarmen Sie sich, Komtesse, wird die Baronin einen unbekannten jungen Menschen von der Landstraße einladen, wenn dabei nicht teuflische Mächte im Spiel waren?"

„Gütiger Himmel! Wie fürchterlich!"

„Sehn Sie, ich will gerecht sein. Nicht ich, Johann war es, der zuerst Verdacht schöpfte. ‚Herr Prostinger,' fragte er, ‚was ist mit ihm?' Nun, ich sah, mit Respekt zu sagen, überrascht aus. Ja, sagte nun Johann wieder, es ist was mit ihm. Sehen Sie, er verschwindet und er ist wieder da, Niemand weiß recht wie. Mittags ißt er manchmal keinen Bissen

und manchmal wird er ganz blaß und dann wieder feuerroth."

„Herr Prostinger, Sie spannen meine Neugierde aufs Aeußerste!"

Die Baronin hatte indessen mit umwölkter Stirn dies kleine tête à tête in der poetischen Blumenecke beobachtet und sah sich nach Eugen um, diesem „kaltblütigen Philosophen", der im Stande war, eine Isabelle Delavare der Gesellschaft Herrn Prostingers zu überlassen und mit Pussie über Jagdhunde zu reden. Eugen begriff endlich die Sprache ihrer gebieterisch gerunzelten Stirn und begab sich zu Isabelle. Herr Prostinger räumte sofort das Feld.

Verzeihen Sie, Komtesse, daß ich Sie nicht eher vom Geschwätz dieses lästigen Menschen befreite."

„Aber ich bitte Sie, Eugen, ich habe mich höchlich amüsirt. Er hat mir solche Räubergeschichten von diesem Herrn Waldeck oder Waldau erzählt, den er für einen Nihilisten hält."

„Prostinger hätte Detective werden sollen."

„Ja, er ist recht schlau . . . aber — wir Frauen sind doch noch etwas schlauer," versetzte sie heiter.

„Seien Sie überzeugt, daß ich daran nicht zweifle!“ versetzte er mit überlegener Miene.

„Halten Sie mich nur nicht für gar zu durchtrieben lieber Eugen. Ich sah nur, was Sie wohl auch gesehen haben, nämlich, daß die Gegenwart des guten Pussie den Herrn Maler so sehr genirte. O, Sie glauben nicht, was er für finstere Gesichter machte. Es war unbeschreiblich interessant.“

„Nun, Sie beobachten gut, ich mache Ihnen mein Kompliment.“

„Jetzt begreifen Sie, weshalb mich Herrn Prostingers Bericht vom armen Maler, der aus nihilistischen Ursachen bei Tisch manchmal roth und blaß wird, so erheiterte!“ und Isabelle lächelte.

„Sehen Sie wohl, Sie haben Ihre Freude an den Herzensqualen des armen Waldau . . . so grausam seid Ihr Frauen!“

„Eugen, ich bin nicht grausam,“ sagte sie leise, mit melancholischem Lächeln.

„Das soll ich nun glauben, nachdem Sie mir eben den Gegenbeweis lieferten?“

„Nun, so glauben Sie es nicht, wenn Ihnen das

Befriedigung gewährt. Es kommt sehr wenig darauf an. Sagen Sie mir doch, kennen Sie einen jungen Grafen von Wattershoven in Schönitz?"

„Gewiß. Er dient im Regiment. Wie kommen Sie auf ihn?"

„Solch ein lieber Mensch!"

„Ja, ja, ein netter Junge, doch nichts Besonderes, sollte ich meinen. Aber wie kommen Sie auf ihn?"

„Er fiel mir eben gerade ein. Ich lernte ihn im vorigen Sommer kennen, in Altenkloster. Ich besuchte dort meine Tante und er hat dort auch eine Tante, die alte Reichsgräfin Schimmelswerth, die besuchte er mit rührender Gewissenhaftigkeit jeden Sonnabend."

„O — und Sie glaubten an diese alte Tante?"

„Lieber Eugen, wer sie einmal sah, mußte an sie glauben. Sie wiegt zwei Centner."

„Und um dieser zwei Centner wegen wäre er —"

„Still, still, so dürfen Sie nicht sprechen. Sagen Sie doch, hat Dosy jemals Singstunden bekommen? Nicht? — Wie schade! Sie hatte solch eine süße kleine Stimme!" und Isabelle stand auf, führte Dosy

zum Klavier und überredete sie mit vielen Schmeichelnamen, ein kleines Lied zu singen.

Als man sich endlich trennte, lief Dosy noch mit Eugen, um ihrem frohen Herzen Luft zu machen.

„Herrlich ist's Eugen! So liebe Menschen!"

„Hm, — sie sieht aus wie eine Romanheldin, und was das für Geschöpfe sind, wissen wir. Nicht wahr, Dosy?"

„Ach, Du denkst gewiß an Celeste, weil die auch schwarze Augen und rothes Haar hat. Aber ich hoffe doch, Du traust ihr nicht zu, daß sie einen Diamantschmuck stiehlt, zwei Menschen vergiftet und einen falschen Eid schwört."

„Weshalb nicht?" versetzte der kaltblütige Eugen. „Wenn sie mir z. B. sagte: ich liebe Dich! meinte aber in ihrem Herzen nicht mich, sondern das Majorat, so nenne ich das einen falschen Eid schwören. — Was hast Du da für eine Blume in der Hand?"

„Sie fiel aus Isabellens Locken. Willst Du sie haben, lieber Eugen?"

„Nun, Du kannst sie meinetwegen hier lassen. Exquisite Parfums führt diese Berliner Gesellschaft, das muß man ihnen lassen. Gute Nacht, Dosy!"

Dreizehntes Kapitel.

Isabelle war bezaubernd schön, als sie am nächsten Morgen in einem weißen gestickten Schleppkleide beim Frühstück auf der Veranda erschien und ihr Entzücken über die Blumen und die Vögel mit sanftem Enthusiasmus aussprach.

Sie war natürlich die Allerletzte und bekam von der Mama eine kleine Strafpredigt über ihr langes Schlafen und über den Umstand, daß sie ihr häßlichstes Morgenkleid angezogen habe, was sofort aller Augen auf die schwanenweiße, entzückende Komposition von Battist, Stickerei und Spitzen lenkte.

Eugen, der sich noch gestern Abend durch eine fortgesetzte Lektüre der Verbrechen Mlle. Celeste's gegen etwaige Zauberblicke gefeit zu haben meinte, gestattete sich nun mit Seelenruhe den künstlerischen Genuß

ihres Anblickes, bei sich überlegend, ob er sie nicht Waldau zum Modell der Turandot empfehlen sollte. Tante Lottchen erzählte dem Grafen ihren langen Traum, den er als Mann von feiner Lebensart mit gutgeheucheltem Interesse anhörte. Die Baronin ließ sich nie durch ihre Gäste in ihrer Tageseintheilung stören. Sie war in ihr Geschäftszimmer gegangen mit der Weisung, Herbert Starff, wenn er käme, dorthin zu führen.

Waldau war der erste, welcher den Kaffeetisch verließ, um an seine Arbeit zu gehen. Dosy, der es schwer aufs Gewissen fiel, daß sie, die sonst immer mit ihm plauderte, heute seine Gegenwart kaum bemerkt hatte, blickte auf und fragte ihn, weshalb er schon fortwolle, es sei ja noch früh. Er entschuldigte sich. Jetzt sei das beste Licht, und er müsse malen. Gräfin Pauline sagte, sie werde Briefe schreiben, und entfernte sich, Tante Lottchen ging an ihre gewohnte Arbeit bei den Blumen, der Graf begab sich mit einer Zeitung und seiner Cigarre in den Pavillon. So blieb die Jugend allein und berathschlagte, womit sie den Morgen ausfüllen werde, als plötzlich Herr Prostinger prustend die

Treppe herauf kam und, oben angelangt, keuchte. „Meine Herrschaften! Ich habe, wenn Sie gestatten, etwas gefunden“ . . . und er öffnete sein Taschentuch vorsichtig — vorsichtig.

„Hollah! haben Sie Erdbeeren gefunden?“ fragte Eugen.

„Was Sie da reden, Baron! Nein, ich habe, mit Respekt zu sagen —“ und er zog mit den Fingerspitzen ein kleines Billet aus dem Tuche.

„Es war nur gut, daß Sie das Tuch so fest zugeknotet hatten,“ spottete Eugen.

„Ich bitte aber!“ rief Herr Prostinger gekränkt, „dies ist wirklich eine merkwürdige Sache!“

„Aber was ist es!“ rief Dosy.

„Pah, Dosy, wahrscheinlich eines Deiner unzähligen Gedichtchen, worin Du den Vögeln die etwas starke Zumuthung stellst, des Morgens nicht zu singen, um die Blümelchen nicht zu wecken!“

„Pfui über Dich, Eugen,“ knurrte Pussie im Hintergrund mit seiner tiefen Löwenstimme.

„Geben Sie her, Doktor!“ fuhr Eugen fort,

„ich als Erbherr auf und zu Starffeck entfalte hiermit dies verdächtige Blatt und lese —"

„Lese —" rief das aufgeregte Publikum.

„Ha! Weiter nichts als die Buchstaben: I. D. E."

„Staatsgefährliche Verschwörungen!" lachte Isabelle und warf ihm einen verständnißvollen Blick zu.

„Richtig! Seht Euch nur vor — wir fliegen nächstens alle in die Luft."

„Und ich bleibe dabei, die Sache ist von Wichtigkeit, ich will sie Fräulein Charlotte vortragen," sagte Herr Prostinger indignirt und verließ die Gesellschaft.

Man beschloß, eine Kahnfahrt auf die Insel des Schwanenteichs zu unternehmen — die kleine Insel mit dem chinesischen Häuschen darauf, wo sie einst „Robinson und Freitag" mit doppelt besetzten Rollen — d. h. es gab zwei Robinsons und zwei Freitage — gespielt hatten.

„Es war doch eine glückliche Zeit," sagte Isabella mit einem leichten Seufzer, als sie an Eugens Hand mit leichter Sicherheit in den Kahn stieg. Ob der schwankende Nachen dem Gewichte Graf Dagoberts gewachsen sei, war eine Frage, die lange hin und her

erwogen und endlich einstimmig mit Nein beantwortet wurde. Dosy sah etwas niedergeschlagen aus. Sie fühlte die mütterliche Verpflichtung, die zwei dort im Auge zu behalten, und doch zerriß es ihr Herz, den armen Pussie am Ufer stehen zu lassen.

„Bleib nur bei ihm, Dosy," sagte Eugen, „Ihr könnt am Ufer hingehen bis zur Birke drüben, dort legen wir wieder an."

„Gehen?" wiederholte Pussie gedehnt, und er streckte sich, so lang er war, ins Gras und zündete sich seine Cigarre an. Dosy hatte auf einer Bank Platz genommen. Zuerst war sie etwas bekümmert. Mama wird gewiß unzufrieden sein und Isabella wird böse auf sie sein, dachte sie. Dann aber fielen ihr noch so viele Dinge ein, die sie gestern Abend nicht erzählt hatte, und sie begann zu schwatzen. Die Zeit ging hin, wer wußte, wie schnell? Und man sah den Kahn immer noch über den Teich gleiten und hörte die regelmäßigen Ruderschläge, als Dosy plötzlich auffuhr. Es hatte sich Jemand neben sie gesetzt.

„Guten Morgen, kleine Cousine" — sagte Herbert Starff gutmüthig.

Pussie erhob den Kopf und sperrte die Augen sehr weit auf.

„Du hast mich fürchterlich erschreckt, Vetter," sagte Dosy kleinlaut, „und das da ist Graf Dagobert, weißt Du."

„Das da" erhob sich sehr widerwillig, wechselte einige Begrüßungsworte und schien über die Störung mißvergnügt zu sein, denn er ging von dannen.

„Ich war schon bei Deiner Mutter und wir haben Geschäfte verhandelt — niemals sah ich eine Frau mit größerer Begabung zum — Geschäftsmann! Jetzt aber suche ich Menschen! — Wo ist Dolores?"

„Dolores? — O — die wird in ihren Zimmern sein. Sie ist heute noch nicht zum Vorschein gekommen. Sie ist nun einmal so. Auch leidet sie häufig an Migräne, dann bleibt sie ganz in ihrem Flügel."

„Kind, und auch Deinen lieben Augen gelingt es nicht, sie zu gewinnen, zu versöhnen?" — er sah sie nachdenklich an. „Hast Du es auch je so recht versucht?" — fragte er eindringlich.

„Vielleicht nicht genug. Ich will Dir etwas sagen: sie mag Eugen und mich gar nicht. Wenn ich komme, schickt sie mich weg und sagt, sie sei am liebsten allein."

„Und ich würde doch immer wieder kommen. Versuche es nur. Ist es denn nicht traurig, daß sie so unglücklich ist?"

„Natürlich. Ich wünschte, ich verstände es, sie glücklicher zu machen. aber es ist sehr schwer."

„Wie lange wird sie hierbleiben?"

„Nur so lange, wie in Altenkloster gebaut und renovirt wird. Sieh, dort kommen aber Eugen und Isabelle zurück. Nun wirst Du Isabelle sehen! Wir Alle finden sie so schön."

Herbert Starff blieb den Mittag in Starffeck. Wenn er gehofft hatte, bei dieser Gelegenheit Dolores wiederzusehen, so sah er sich getäuscht, aber er hatte Zeit und Gelegenheit, wieder ganz hineinzutreten in die Familieninteressen und das Familiengefühl. Wenige Stunden in Frau Mathildens Nähe genügten, um ihn, der bisher wie ein Fremder vor dem Thor stand, wieder auf seinen Platz zu führen und ihm das Be-

wußtsein zu geben, daß auch er ein Zweig am großen Baume sei. Seine Tante behandelte ihn mit Achtung und Anerkennung. Wenn er in seiner Jugend leichtsinnig gewesen war, so hatte er das jetzt durch vierzehn harte Arbeitsjahre so vollständig gesühnt, daß sie nicht mehr daran dachte. Seine Absicht, in Deutschland eine Filiale seiner Waffenfabrik zu gründen, fand ihre volle Anerkennung, jedoch gestand sie ihm unumwunden, daß es ihr lieber wäre, wenn er sich nicht gerade Schönitz zum Schauplatz seiner Thätigkeit wähle. Nach einigem Hin- und Herdenken, wobei er Gelegenheit hatte, ihren Scharfsinn zu bewundern, kamen sie überein, die Fabrik in der Hauptstadt anzulegen. Das offenherzige Vertrauen, mit welchem er ihr seine Vermögensverhältnisse offenbarte, belohnte sie durch eine eben so offene Besprechung der in nächster Zeit zu erwartenden Verlobung des jungen Majoratsherrn. Sie sah in der That die Sache schon für so sicher an, daß sie keinen Anstand nahm, davon zu sprechen. Starff war ein schwacher Frauenkenner, das gab er zu. Er hatte sich daher auch über Isabelle Delavare kein besonderes Urtheil gebildet. Daß sie rothes Haar

hatte, mißfiel ihm, im Uebrigen war er geneigt, allen Versicherungen seiner Tante gläubig zu lauschen und im Voraus zu einer solchen Verbindung Glück zu wünschen. Auf die Frage seiner Tante, ob er nun nicht auch gedenke, dem Hagestolz zu entsagen und eine Familie zu gründen, versetzte er eifrig, dies sei seine feste Absicht. Das Bild der hübschen, heiteren, jungen Frau stand noch unverändert in seinem Sinn und Baronin Mathilde empfahl ihm nach einigem Besinnen mit derselben praktischen Nüchternheit, die sie zu einem so vorzüglichen „Geschäftsmann" machte, die Töchter einiger benachbarten Adelsfamilien zur Auswahl. Sie schien scharf Buch geführt zu haben, denn sie konnte ihm zu jeder eine umständliche Charakteristik liefern. Er versprach lachend, ihrem Rath zu folgen. „Uebrigens", schloß sie, „darfst Du kaum so weit suchen. Eugenie Braunsfels ist zwar noch zu jung, aber würde im Uebrigen Deinen Wünschen entsprechen."

„Sehr möglich!" versetzte er.

Und bei alledem war die Zeit verstrichen und er hatte Dolores nicht gesehen. Es war, als existire

sie überhaupt gar nicht. Die heitere Gesellschaft lachte, spielte, sang, aß und trank, ohne daß ihrer jemals erwähnt wurde. Was that sie den ganzen Tag über, drüben in dem alten Geisterflügel, wo, wie man sagte, die schwarze Frau des Nachts klagend durch die Gänge irrte, und die haushohe Baumhecke jede freundliche Aussicht versperrte? Wenn er schon mit dem Kinde Mitleid gefühlt hatte, so empfand er noch viel mehr Mitleid mit der urtheilsfähigen Frau, die ganz genau wußte, was sie entbehrte, und die, wie seine Mutter sagte, ein brennendes Herz in sich begraben hatte. Unwillkürlich stellte er sie sich leidend, schwermüthig, des Trostes und der Liebe bedürftig vor.

Er wandte sich zu Eugen, der eben mit einem Arm voll bunter Reifen, viel rascher als sonst seine Art war, über den Rasen geeilt kam, und fragte ihn, ob sich seine Schwester niemals an ihren Vergnügungen betheilige.

„Wie kommst Du auf den Einfall? Meine Schwester ist das vergnügungssüchtigste Geschöpf auf der Welt."

„Dolores?"

Eugen öffnete die Augen weit.

„Von Dolores sprichst Du? — Mein Himmel, nein, die mischt sich zum Glück nicht in unsere ländlichen Spiele. Ihr Anblick würde genügen, um eine Polonaise in einen Leichenzug zu verwandeln!“

„Aber wo ist sie den Tag über?“

„In ihren Zimmern, vermuthe ich. Vielleicht auch in dem Küchengarten hinter der Hecke. Entschuldige mich, die Komtesse wartet.“

Und Eugen eilte davon. Dosy's Vermittlung konnte er nicht suchen, denn Dosy stand dort mit glühenden Wangen und tanzenden Augen auf der Treppe unter der Veranda und kommandirte das Aufstellen des Croquet. Sie hatte jetzt weder Zeit noch Lust, um mit ihm zu Dolores zu gehen.

Dort aber, unter den Bäumen promenirte Tante Lottchen in beschaulicher Ruhe. Es kostete nur eine Bitte und sie war bereit, mit ihm in den Flügel zu gehen, und trippelte heiter plaudernd neben ihm her, der mit großen Schritten dem Schlosse zustrebte. Sie kamen in den leeren Flügel, die Schritte hallten wider im langen Korridor. Als sie an den Thüren des

Ahnensaales vorübergingen, legte Tante Lottchen schalkhaft den Finger auf die Lippen.

„Du wirst nicht plaudern, lieber Vetter — aber da drinnen wird nächstens wieder ein Hochzeitsfest gefeiert.“

„Ich bin bereits unterrichtet.“

„Ah? Nun, das ist prächtig. Sahst Du je ein liebreizenderes Geschöpf als Isabelle Delavare? Wie ein sanfter, junger Schwan, sagte mir vorhin Paul, der Schwanenwärter. Ihm stand kein anderer Vergleich zu Gebote, aber er ist recht zutreffend. Jetzt sind wir an der rechten Thüre, lieber Herbert. Ich werde zuerst hineingehen und sie fragen, ob Du sie begrüßen darfst.“

Er blieb wartend im Korridor stehen. Die Tante hatte die Thüre halb offen gelassen und obwohl sie erst in der zweiten Stube zu sprechen anfing, konnte er doch deutlich verstehen, was die tiefe Altstimme, deren er sich noch so gut erinnerte, antwortete:

„Nein, wozu denn?“ — „und ich sage Dir, mir der Unangenehmste von allen Vettern, roh, übermüthig

und anmaßend. Die eitlen Männer aber sind mir zuwider" — „ja, das sagst Du, die Du Alles vergötterst, was den Namen Starff trägt. Aber ich bin nicht so blind. Die Vergangenheit dieses Menschen ist derart, daß ich auf die Verwandtschaft nicht stolz bin!"

Herbert Starff hatte das angenehme Gefühl, als habe ihm Jemand einen Eimer kaltes Wasser über den Rücken geschüttet. Tante Lottchen erschien wieder, achselzuckend und höchst verlegen.

„Dolores hat Migräne und liegt mit verbundenem Kopf auf dem Sopha. Sie ist in Folge dessen auch sehr — sehr unliebenswürdig gestimmt. Ach, glaube mir, lieber Herbert, Du verlierst nichts, wenn Du sie nicht siehst."

„Ich glaube auch," versetzte er kurz und wandte sich um.

Auf dem Heimwege ward er sich bewußt, daß er sich im höchsten Grade verstimmt und elend fühle, ernüchtert, enttäuscht und ergrimmt. Seine Existenz erschien ihm plötzlich zwecklos, seine Arbeiten umsonst und sein Leben leer. Eine große, edle Hoffnung, die

ihm durch alle diese Jahre in der Fremde Ziel und Triebkraft gewesen, hatte sich als ein Phantom erwiesen, ehe er ihr noch einen Namen zu geben verstand.

Es war der Wunsch gewesen, einem lichtlosen Dasein einst Glück und Versöhnung zu bringen, das mißachtete und verlassene Kind vor gänzlicher Verbitterung zu retten, ehe es zu spät war. Hatte dies Verlangen seine Wurzel in dem Wunsche, durch ein gutes Werk den Schatten zu bannen, der über seinem eigenen Leben hing? Wer weiß es. Daß ihm selbst persönliches Glück aus dieser Aufgabe erwachsen könne, hatte er nicht vorausgesetzt — das selbstlose Glück ausgenommen, welches solch' ein Friedenswerk in sich trägt. Damals meinte er überhaupt, daß er jeglicher Lebensfreude für immer entsagen müsse, und eben weil er das Gefühl totaler Vereinsamung kennen gelernt hatte, wurde der Eindruck, den ihm des Mädchens freund- und freudlose Jugend gemacht hatte, tiefer und stärker, anstatt mit der Zeit sich abzustumpfen. Er konnte ihr Alles nachfühlen, und der Gedanke an das alte Kloster, die Kastanien, die Zugbrücke und das Kind mit den schwarzen, thränenlosen Augen verwebte sich

mit seiner ganzen Existenz, ja half ihm über die Stunden bitterster Verzweiflung hinweg. An sie konnte er denken — der Gedanke an sein Vaterhaus war schmerzhaft, wie eine frische Wunde, seine Gedanken flohen davor.

Und jetzt war er kein junger Mann mehr, und wenn er in seiner Jugend gefehlt hatte, so war das vielleicht gesühnt. Als er vom Tode seines Bruders, „des hoffnungsvollen jungen Staatsmannes, des begabten Redners, des Musters aller Tugenden eines Gentleman", in den Zeitungen las, da war sein Entschluß rasch gefaßt. Uebermächtig, alle Bedenken niederschlagend, erwachte die wilde Sehnsucht nach jenem Fleckchen Erde, auf dem er geboren — er verließ Boston und reiste nach Hause.

Nun — und heute wünschte er, ruhig drüben geblieben zu sein, es kam ihm so nutzlos vor, daß er hier war.

Mit umwölkter Stirn trat er in den Hof — da kam eine lichte, schlanke Gestalt, flüchtig wie ein Reh, die Steinstufen vor der Hausthür herabgesprungen. Eugenie, eine Rose in den braunen Locken, ein licht-

blaues Tüchelchen um den weißen Hals geknüpft, stand vor ihm und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Ungeheuer von einem Onkel," sagte sie in zärtlichem Ton, „weshalb bist Du so lange fort geblieben?"

„Es ist gut, daß Deine Augen eine andere Sprache reden als Deine Lippen" — versetzte er scherzend.

„Du hast da eine große, große Sorgenfalte auf Deiner Stirn," fuhr sie fort, neben ihm die Stufen heraufhüpfend, „wenn das die Folge der Amüsements in Schloß Starffeck ist, so geh nur nie wieder nach Schloß Starffeck!"

„So scharfe Augen, kleine Freundin? Nun, ich werde Deinen Rath befolgen."

Sie waren ins Wohnzimmer getreten, wo seine Mutter arbeitend am Fenster saß, das schwindende Tageslicht benutzend. Er setzte sich ihr gegenüber, erzählte von den Erlebnissen des Tages, rühmte die Schönheit und Anmuth der Komtesse Delavare und pries die verwandtschaftliche Güte seiner Tante.

„Eine mächtige Frau, welche viele Zügel sicher führt, eine Frau, die ich, wenn ich sie auch nicht lieben kann und ihr Vieles nicht vergebe, doch bewundern und anerkennen muß. Aber angesichts dieser Frau ist es mir unmöglich, hier müßig zu sitzen, wie ein Schulknabe in den Ferien. Ich bin das auch nicht mehr gewohnt. Ich werde völlig zum Grillenfänger. Sie hat mir angerathen, meine Fabrik in X. anzulegen, und ich werde nächstens dorthin reisen."

„Aber Du kommst doch wieder, Onkel Herbert?" ließ sich Eugeniens schmeichelnde Stimme im anderen Fenster vernehmen.

„O, natürlich, — oft!"

Seine Mutter sagte zuerst garnichts. Sie sah nur von der Seite in sein Gesicht. Er wandte sich fort und fragte, wo Alfred sei.

„Im Kinderzimmer," sagte Eugenie.

„Sahst Du Dolores?" fragte Frau von Starff.

„Nein," versetzte er kurz.

Ein langes Schweigen — dann stand er auf und ging hinaus in den Garten.

Es dämmerte schon und er ging unter den

Linden, die schon vor dreißig Jahren den Spielplatz des wilden Knaben beschatteten, hin und her, in einem Zustand, der ihm selbst mit jeder Minute unerträglicher wurde.

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, da wurde er durch eine leise Frage aus seinen Träumen geweckt: „Was fehlt Dir?“

„Kleine Freundin, das weiß ich nicht!“ versetzte er und strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Aber Du bist unglücklich.“

„Ja.“

„Und Du weißt nicht weshalb?“

„Nein, Kind, willst Du mir helfen das Räthsel lösen?“

Er konnte die Umrisse ihres zarten Gesichtchens deutlich erkennen, wie es aus der Umhüllung eines weißen Tuches, welches sie über den Kopf geworfen hatte, zu ihm emporsah — aber dies Gesicht, welches am Tage so knabenhaft erschien, hatte heute Abend etwas feenhaftes. War nun das Licht des eben über dem Walde aufsteigenden Mondes daran Schuld oder

verklärte eine tiefe, warme Empfindung ihre Züge — sie waren licht und schön wie die Züge eines Engels.

„Weshalb siehst Du mich so sonderbar an?“ fragte sie nach einer Pause leise und etwas ängstlich.

„Weil mir sonderbar zu Muthe ist, Kleine“

„Du bist doch nicht krank?“

„Ich fürchte, ich bin's.“

Sie sah ihn unruhig an und kam einen Schritt näher.

„Was würdest Du sagen, wenn ich jetzt stürbe, Eugenie?“

„Ich — sagen?“ — ihre Stimme zitterte ein wenig, ihr erschrockener Blick glänzte von Thränen. „Ach, sag' das nicht,“ bat sie endlich, immer beängstigter, „ich kann es nicht hören!“

„Hast Du mich denn in dieser kurzen Zeit so lieb gewonnen?“

„Ja — gewiß!“

„Nun — wie zum Beispiel?“

„O, was thust Du für sonderbare Fragen!“ rief sie plötzlich angstvoll aus, denn in seinem Wesen lag eine, ihr räthselhafte Aufregung — es war die

stürmische, plötzlich erwachte Sehnsucht nach lebendigem Glück — er wollte auch einmal verstanden und geliebt sein, und er glaubte die Erfüllung seines Wunsches in diesen dunklen, zärtlichen Augen zu finden.

„Habe ich Dich erschreckt, mein Kind? Geh' nicht fort. Ich will sanft und still sein — sage mir nur Eins, Eugenie, willst Du meine Frau werden?"

Sie fuhr leicht zusammen, sah ihn einige Zeit starr und ungläubig an — dann aber rief sie plötzlich jubelnd:

„Ja, ja, ja, — das will ich!"

Und Herbert Starff hielt „sein Glück" in den Armen.

Vierzehntes Kapitel.

Isabelle Delavare hatte in Bezug auf Vergnügungen nur eine Leidenschaft und das war Kahnfahren. Sie ritt nicht, sie lief nicht Schlittschuh, sie schoß nicht mit Pistolen — sie tanzte nicht mit Passion, alle Spiele, bei denen Ermüdung und Erhitzung vorauszusehen waren, machte sie nur aus angeborener nachgiebiger Gefälligkeit mit, aber in einem sanft fortgleitenden Nachen, halb liegend zu ruhen, mit der Hand im Wasser zu spielen, den Blick träumerisch ins Weite gerichtet, das war ein Doloce far niente, welches so sehr mit ihrem ganzen Wesen harmonirte, daß sie sich diesem Vergnügen stundenlang hingeben konnte.

Eugens Sarkasmus bemächtigte sich anfangs dieser willkommenen Beute, um Dosy Abends darzu-

thun, wie klar er diese „ländliche Passion“ durchschaue. Da Graf Dagobert nun einmal für die leichte Barke des Schwanenteiches zu schwer befunden war und die Mama merkwürdigerweise garnicht für nöthig befand, daß Dosy „die Beiden“ begleite, so fiel natürlich Eugen das Geschäft des Ruderns zu, und als höflicher Schloßherr war er ganz zu Diensten der Komtesse. Doch, traurig aber wahr — er vertrug das Rudern nicht. Es strengte ihn über die Maßen an und seine Muskeln waren der Arbeit nicht gewachsen. Blaß, zitternd, völlig erschöpft fand ihn einst Dosy in seinem Zimmer auf dem langen, verschiebbaren Krankenstuhl liegen und sah ihn erschrocken an.

„Gastfreundschaft ist was Schönes,“ sagte er ironisch.

„Lieber, lieber Eugen, soll ich Dir —“

„Stille! Du thust gar nichts. Hörst Du? Du sagst auch nicht etwa der Mama, daß ich ermüdet sei. Das ist Alles nichts. Was mich ärgert, ist nur, daß sie mich wirklich für so bornirt hält!“

„Isabelle? Dich?“

„Nun natürlich. Ich muß offen gestehen, ich

hätte der Komteſſe doch etwas mehr Fineſſe bei ihren Manövern zugetraut. Aber mir ſcheint, das verſtehen ſie nur in Paris. Hier bei uns ſind die Frauen auch darin naiv. Sie kann doch im Ernſt nicht glauben, daß ich ein ſo plumpes Spiel nicht durchſchaue."

„Ach Eugen, Du weißt, wie dumm ich bin, alſo erkläre mir, was Du meinſt!"

„Gewiß, Baby! — Kahnfahren iſt eine allerliebſte Sache, nicht? Da ſitzt man ſich gegenüber, und das Waſſer plätſchert und der Mond ſcheint — oder die Sonne — und das goldene Haar der ſchönen Komteſſe glitzert, und ſie ſieht Dich an mit dieſen großen Madonnen-Augen und thut ab und zu eine Frage oder lächelt und hält Blumen in der Hand. Das iſt Alles ſo effektvoll, wie ein ſchönes Bild. Es iſt ihre ‚ganze Paſſion', ſagt ſie, ‚ſo auf dem Waſſer zu fahren und nichts zu denken', — aber ſie giebt zu denken."

„Mir ſcheint, Du biſt ſehr ungerecht gegen ſie."

„Ich ſage nur, es iſt doch merkwürdig, daß gerade das ihre einzige Leidenſchaft iſt. Es iſt nämlich das Einzige, was ſie haben kann. Sie wird doch

nicht, wie Baby, auf dem kleinen Pony spazieren reiten, tanzen geht im Sommer nicht, ihre Cigarretten hat sie wohlweislich zu Hause gelassen. Das sind auch alles so emancipirte Vergnügen, womit man sich bei der Schwiegermama schlecht insinuiren würde — aber Kahnfahren — wie ländlich harmlos!"

„Eugen," sagte Dosy entrüstet, „Du bist wirklich zu boshaft. Eines Tages wirst Du das einsehen!"

„Bitte, bitte," lächelte Eugen, „ich bin nur vorsichtig!"

Am nächsten Tage gab ihm aber Isabelle in unerwarteter Weise zu denken. Sie war, wie es hieß, gleich nach dem Frühstück in ihr Zimmer gegangen. Als er gegen zehn Uhr zum Landungsplatz ging, um nach dem Boot zu sehen, — siehe da legte dieses eben an und Isabelle zog die Ruder ein, stieg aus und reichte ihm freundlich die Hand.

„Sie sahen gestern vom langen Rudern so blaß aus, lieber Eugen," sagte sie, „daß ich mir noch nachträglich Vorwürfe machte. Deshalb bin ich Ihnen zuvorgekommen."

„Und Sie haben sich allein gerudert? Eine Stunde lang?"

„Das heißt, ich bin mitten auf den Teich gefahren, dort habe ich die Ruder eingezogen, mich schaukeln lassen und den herrlichen Morgen genossen. Es war unbeschreiblich schön."

„Dosy hat geschwatzt!" rief er entrüstet.

„Und was soll Dosy geschwatzt haben?"

„Daß ich gestern ermüdet war."

„Denken Sie denn, daß Dosy nöthig gehabt hätte, mir das zu sagen?" fragte sie sanft, „das sah ich doch selber. Sie sind sehr zart, lieber Eugen."

Das hört aber ein Mann nicht gerne. Etwas nachdenklich ging er neben ihr zum Schlosse zurück. Seine Ueberzeugung ihrer Falschheit hatte einen Stoß erlitten. Wenn sie ihn wirklich zu ihren Füßen sehen will, wird sie ihm nicht sagen: Sie sind sehr zart. Sie muß wissen, daß ihn das, je wahrer es ist, desto mehr kränkt.

Am nächsten Morgen wiederholte sich zu Eugens großem Verdruß dieselbe Begebenheit. Als er zum Frühstück auf die Veranda trat, wo Alle schon versammelt waren und Tante Lottchen und Herr Prostinger einen harten Kampf wegen prophetischer Träume und Spiritismus ausfochten, fehlte die Komtesse.

„Sie wird wohl gleich erscheinen," sagte Gräfin Pauline, nach der Uhr sehend. Aber sie erschien nicht. In Eugen stieg ein Verdacht auf. Er beendete sein Frühstück sehr rasch und ging dann hinab in den Park bis zu der romantischen Stelle, wo alte Trauerbirken ihre herabhängenden Aeste ins Wasser tauchten und zwischen Schilf und Lattich die Treppe hinabführte. Das Boot war fort. Er sah sich rathlos um, endlich zog er mit großer Mühe einen kleinen, sehr morschen Kahn aus dem Schilfe, holte sich Ruder aus dem Boothause und fuhr ab. Der Schwanenteich war die mit vielem Glück angelegte Imitation eines durch den Park hinfließenden Flusses. Er war daher nicht leicht zu übersehen, denn er wand sich um Landzungen, wurde späterhin ganz schmal und schien unter den Bäumen zu verschwinden. Nach einiger Zeit erst bemerkte er das Boot, mitten auf dem Wasser, welches sich im Winde kräuselte und das leichte Fahrzeug schaukelte. Isabelle saß, ihm den Rücken wendend, da, das Kinn auf die Hand den linken Arm auf das Ruder gestützt. Sie schien ihn nicht zu hören und er kam so leise näher, daß sie sich erst, als er ganz in der Nähe war, heftig zusammenfahrend umsah, ihn verstört anblickte und ausrief:

„Ich wußte nicht, daß hier noch ein Boot sei."

Eugen aber sah mit Erstaunen, daß ihre Wimpern und Wangen naß waren von Thränen. Sie hatte dieselben im nächsten Augenblick hastig getrocknet, ihr gewohntes süßes Lächeln bewillkommnete ihn dann und sie fragte, ob es schon sehr spät sei.

„Sie haben das Frühstück versäumt, um hier zu weinen?“ fragte er.

Sie erröthete leicht.

„Man kann nicht immer lachen,“ sagte sie endlich, „jetzt werde ich nach Hause fahren.“

„Das werde ich besorgen,“ erwiderte er, Kahn an Kahn ziehend, und schwang sich geschickt über Bord, „so, bitte geben Sie mir doch die Ruder. Ich hoffe, ich war nicht die Ursache Ihrer Thränen.“

„Sie? O Himmel, nein!“

Isabella war viel zu schmiegsam, um je verletzen zu wollen und doch lag ein leiser Spott in diesem Ausruf. Nach einer kleinen Pause sagte sie:

„Welchen Grund könnten Sie mir auch geben? Sie sind so artig und rücksichtsvoll — und wenn Sie das auch nicht wären, so glaube ich doch nicht, daß ich deswegen weinen würde,“ fügte sie matt lächelnd hinzu.

„Weshalb aber denn?“

„Denken Sie, daß ich gelebt habe, ohne jemals

einen Schmerz durchgemacht zu haben?“ fragte sie leise, „bitte, quälen Sie mich nicht mit Fragen. Ich hoffe doch, daß Sie nicht neugierig sind. Nur Frauen dürfen neugierig sein.“

„Nicht neugierig, aber theilnehmend.“

Sie sah ihn nachdenklich an.

„Ich glaube wohl, daß Sie gut sind,“ sagte sie endlich, „aber — aber Eugen, was werden Sie denken, wenn ich es sage? Ich fürchte mich vor Ihrer Mutter, vor Ihrer verehrungswürdigen, lieben, guten Mutter fürchte ich mich! Ach, Eugen, wie soll — o wie soll das werden?“ Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, sie zitterte wie Espenlaub und sprach in kopfloser Aufregung schluchzend weiter: „O, seien Sie nicht zu erzürnt auf mich, aber ich sage Ihnen die Wahrheit. Wenn sie mich ansieht, zittere ich, wenn sie gütig zu mir spricht — und sie ist immer gütig gegen mich — so überfällt mich eine Bangigkeit, die ich Ihnen nicht beschreiben kann. Ich habe vergeblich dagegen gekämpft, ich kann es nicht überwinden, Eugen. Ihre schwarzen Augen verfolgen mich bis in den Traum, es liegt eine so zwingende Macht in ihnen, ich kann ihnen nicht entrinnen, und mir ist, als wollten sie mich festhalten, für immer. Aber das könnte ich nicht, mein Leben unter diesem Blick verbringen, das würde

mich elend machen. O, verzeihen Sie mir!“ schloß sie plötzlich unter neuen Thränen, „wofür werden Sie mich halten, lieber Eugen, daß ich es wage, vor Ihnen so von Ihrer Mutter zu sprechen? Aber ich sage ja nichts Schlimmes. Ich sage nur, daß ich sie fürchte, daß mir schon als Kind unbeschreiblich bange war, wenn sie mich zu sich rief und mich so durchdringend ansah. O, Eugen, Eugen, ich flehe Sie an, seien Sie ein Mann, lassen Sie Ihr Schicksal nicht von ihr regieren, wenn's möglich ist — soll und muß es aber sein, ist kein Entrinnen — für uns Beide — o, dann seien Sie wenigstens gut gegen mich und zwingen Sie mich nicht, mit ihr unter einem Dache zu leben!“

Eugen hatte das Rudern längst aufgegeben — stumm saß er da und starrte sie an, deren Thränen und Trauer einen neuen märchenhaften Reiz um sie woben, deren Worte ihm den Sinn verwirrten, daß er nicht mehr wußte, was denken. Noch einmal raffte er wie ein Ertrinkender, alle Geisteskraft zusammen, deren er fähig war, noch einmal rief er all seinen Sarkasmus zu Hülfe und stählte sich durch die angenehme Ueberzeugung, ungefragt einen Korb erhalten zu haben.

„Komtesse, seien Sie versichert, daß ich Mann genug bin, um meinen eigenen Weg zu gehen. Sie

haben von mir nichts zu befürchten, was Sie in Zukunft mit meiner Mutter in Verbindung brächte. Aengstigen Sie sich nicht."

Wie stolz war er auf diese Worte, mit denen er sich einbildete, ihr imponirt zu haben! Statt dessen klärten sich ihre Züge auf, ein strahlendes Lächeln in den Augen, reichte sie ihm die Hand und sagte einfach: „Ich danke Ihnen — ich will hoffen, o, ich will hoffen, daß Sie halten, was Sie versprechen."

Er nahm langsam die Ruder wieder auf, aber er wußte selbst kaum, wie er den Kahn ans Land führte. Isabelle stieg aus, nahm ein Tuch um und ging, ihm winkend, zurückzubleiben, in den Park. Ihm aber war, als schwebe die weiße Gestalt immer noch an seiner Seite und — er scheuchte sie nicht fort. Er nahm sie hinein in sein Herz, von dieser Stunde an, er nahm sie mit in seine Träume — und sie richtete in ihm ein Chaos der widerstreitendsten Gedanken und Empfindungen an, das aller Beschreibung spottete.

Als er sie zu Mittag wiedersah, war sie ganz ihr gewohntes Selbst — aber er fand doch Neues an ihr. Er kannte jetzt die Ursache jener unbeschreiblichen, leisen Melancholie ihres Wesens.

An diesem Abend wartete Dosy vergeblich auf

ein Resumé seiner scharfsinnigen Beobachtungen. Eugen entließ seine kleine Vorleserin bald. Er sei müde, sagte er. Trotzdem konnte er während der ganzen Nacht kein Auge zuthun. Wachend lag er da, er sann, er grübelte, er rang gegen die Ketten, die sich mit süßer Gewalt um sein Herz legten und zog sie doch selbst immer fester.

Was sollte er thun, um ihr zu beweisen, daß er ein Mann ist und selbstständig handelt? Soll er verreisen und nicht ehr wiederkommen, als bis die Delavares Starffeck verlassen haben? Recht schön, aber noch rühmlicher wäre es, hier zu bleiben und dem mütterlichen Willen doch zu widerstehen. Und das ist doch nicht schwer, wenn man an Isabelle selbst eine Verbündete hat? Er hätte nun fast gewünscht, daß sie keine so thörichte Abneigung gegen seine Mutter hätte. Aber gleichviel, was kommt hierauf an? Er hält sie nicht, seinetwegen könnten die Delavares schon morgen abreisen.

Die Sonne war kaum aufgegangen, da durchblitzte ihn schon der Gedanke: sie könnte wieder allein zu den Böten gegangen sein! — Binnen zehn Minuten war er angekleidet und eilte ins Freie. Die kalte Morgenluft kühlte sein fieberndes Blut ein wenig, er sah ein, daß er ein recht dummer Junge sei, und

wanderte planlos im Parke hin, bis er an das äußerste Ende desselben kam. Hier stand ein Pavillon, aus welchem man die Aussicht nach Altenkloster hatte. Die bewaldeten Höhenzüge schimmerten noch in blauem Duft und auch über den Wiesen wallten noch die Nebel, aber hell und klar hoben sich am Horizont die Thürme und Dächer von Schönitz ab. Eugen sah das Alles verwundert an und eine unendliche Traurigkeit bemächtigte sich seiner. Er setzte sich auf die Bank und starrte die Tischplatte an, und nach einiger Zeit ertappte er sich dabei, daß er mit seinem Federmesser einen Namen einschnitt. Er sprang auf und griff sich an die Stirn und dann ging er wieder zurück und empfand immer mehr, daß er sich auch körperlich miserabel fühle.

Wie sollte er auch nicht, er, dessen Pulsschläge täglich gezählt und regulirt wurden, über dessen Schlaf Herr Prostinger Conto führte, dessen Nerven das Haus regierten! Und jetzt eine vor Aufregung schlaflose Nacht und dann ein fast vierstündiger Spaziergang im Morgenthau! Als er endlich wirklich und wahrhaftig ihr weißes Kleid erblickte, da fühlte er sich kalt und steif werden, er ging ihr entgegen, er fühlte ihre warme Hand in der seinen — und dann fiel er ihr, so lang er war, zu Füßen, wie ein Todter!

Isabelle war namenlos erschrocken, aber sie stieß keinen Schrei aus. Sie kniete neben ihm hin und fühlte leise, leise an seine Stirn. Doch, sie war eiskalt. Sie rief seinen Namen, ebenso leise — und ihre Stimme weckte ihn allmälig aus der Ohnmacht. Mit einem tiefen Seufzer richtete er sich auf, sah sie verwirrt an und versuchte aufzustehen. Nur mit der größten Anstrengung schleppte er sich bis an die nächste Bank und hier saß er, das Gesicht in beiden Händen verbergend, über und über zitternd.

„Mein armer Freund!" sagte Isabelle sanft und setzte sich neben ihn. Sie fragte ihn nichts, sie machte auch nicht, wie Dosy, hundert Vorschläge, um ihm Erleichterung zu verschaffen, sie legte nur ihre Hand auf seine Stirn — diese atlasweiche Hand, von deren wohlthuender Berührung Baronin Mathilde so viel hoffte. Eugen ließ die Hände sinken und blickte sie an.

„Sein Sie ein Mann .... da sehen Sie's Isabelle! Sahen Sie schon je einen Mann in Ohnmacht fallen?"

„Sie sind gewiß krank, lieber Eugen. Wollen Sie, daß ich Ihnen Dosy schicke, oder darf ich bei Ihnen bleiben? Ich thue es gern, Eugen, sein Sie dessen versichert. Sie haben mir Freiheit zugesichert und ich bin Ihnen so dankbar. Warten Sie einen

Augenblick!" Sie sprang auf und eilte zum nächsten Springbrunnen. Hier stand auf dem Sockel einer Dianastatue immer ein kleiner Krug zum Wasserschöpfen. Sie füllte ihn und kam damit zurück und bat ihn, es zu trinken. Er fühlte sich belebt und gestärkt und dankte ihr mit ziemlich verwirrten Worten.

„Können Sie jetzt gehen?" fragte sie endlich, nachdem sie Beide lange, lange schweigend dagesessen hatten. Er blickte fast beschämt auf. Er hätte längst gehen können, aber es war sehr angenehm, neben ihr zu sitzen und zu beobachten, wie der schwache Morgenwind in ihrem rothgelockten Haar spielte und wie die blauen Adern unter der zarten, zarten Haut ruhig pulsirten. Ihm war, als müsse irgend etwas geschehen, als sei ein Abschluß, ein Uebereinkommen nöthig, um dem unerquicklichen Zustand seiner Gefühle ein Ende zu machen, sie aber stand ruhig auf und ging voraus und er folgte langsam. Herr Prostinger war über das Aussehen des jungen Barons sehr erschrocken. Da half kein Sträuben, er mußte zu Bett und er mußte Alles beichten, die schlaflose Nacht und die kühle Promenade. Tante Lottchen erschien nach je fünf Minuten mit einer homöopathischen Arznei an seinem Bett und wurde ebenso oft von der Baronin, welche eine ausgemachte Feindin der Homöopathie war,

wieder fortgeschickt. Gräfin Pauline ließ es sich nicht nehmen, stündlich sanft an die Thüre zu klopfen und zu lispeln: „Wie steht's?" Und als er Abends wirklich wieder im Salon erschien, da umringten sie ihn Alle, wie einen Auferstandenen. Er aber ging zum Klavier, wo Isabelle saß, setzte sich in einen Sessel neben sie und fragte: „Wann darf ich morgen zum Rudern kommen?"

Ende des ersten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.